

VERDORF

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Kinder-Carnaval. Originalzeichnung von Eduard Schulz. — Fräulein Baronesse. Novelle von Ida von Düringsfeld. — Anton von Werner. Biographische Skizze von Ludwig Pietzsch, nebst Porträt nach der Büste H. Ende's. — Die zerbrochene Puppe. Originalzeichnung von Fr. Deirregger. — Nachts auf dem Archipelagus. Von Emanuel Geibel. — Italienische Sprichwörter über Kleidung und Schönheit. Von Woldemar Naden. — Wanderlied. Von Henri von Elmelet. — Die Mode. Von Beronita von G. — Wirtschaftsplaudereien. — Buchstaben-Räthsel. — Charade. — Rebus. — Correspondenz. — Inserate.

Fräulein Baronesse.

Novelle von Ida von Düringsfeld.

Erstes Kapitel.

Beim Suchen nach Edelsteinen.

Das Mädchenkind sprang im Bache das Thal hinauf.

Aber nicht aus Lust oder im Uebermuth. Es mußte springen, wenn es von einem Stein auf den andern gelangen wollte. Früher Herbstschnee war in den ersten kalten Nächten auf den Hochgipfeln gefallen und hatte, vor neuen heißen Tagen zerthauend, den Bach dermaßen geschwellt, daß er sein Bett vollständig brauchte. Wo man sonst auf runden Kieseln, obwohl unsicher, aber doch trocknen Fußes vorwärts kam, da rieselte und rauschte jetzt das krystallne, lebendige

Wasser. Nur die größeren Steine traten noch aus ihm hervor.

Wenn das schlanke, behende Geschöpf, welches sich ganz allein mit dem Bache glaubte, einen Stein erreichte, der ihm ein festeres Fußfaß gestattete, so hielt es an, beugte sich tief über den Bach und blickte mit großen, blauen Augen scharf und starr in das Wasserstrubeln hinein. Dann richtete es sich auf und schüttelte mit finsterner Miene den Kopf, so



Kinder-Carnaval. Originalzeichnung von Eduard Schulz.

daß der Strohhut vom bräunlichen Haare noch tiefer in den Nacken glitt.

Als es das etwa zum fünften Male wiederholte, fragte vom rechten Ufer eine jugendliche männliche Stimme: „Kleine, was thust Du da?“

Aufgeschreckt, wie vor einem plötzlichen Ueberfall, richtete das Kind sich in die Höhe und musterte mit einem Blick ernsthaften Mißvergügens die Gestalt des Fragenden.

Er seinerseits blickte sie mit alltäglicher Freundlichkeit an und sprach etwas lauter: „Du wirst ins Wasser fallen, Kleine.“

Jetzt öffneten sich langsam die vollen trotzigen Lippen des Kindes, und mit der Würde früherer Infantinnen gab es die Antwort: „Ich bin keine Kleine; ich bin Fräulein Baronesse.“

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte der junge Mann belustigt, indem er mit scheinbarer Ehrfurcht seinen Reiseschut lästete. „Also: Sie werden ins Wasser fallen, Fräulein Baronesse.“

Fräulein Baronesse besah sich den Stein, welcher ihr als Standpunkt diente. „Nein,“ sprach sie bestimmt.

„Doch,“ antwortete der junge Mann noch bestimmter. „Sie wollen noch weiter?“

Dieses Mal begnügte Fräulein Baronesse sich mit einer stummen Bejahung, er aber sprach etwas lebhafter: „Das geht aber nicht. Ich komme von dort —“

„Vom rothen Stein?“ fragte Fräulein Baronesse dazwischen und blickte nach der mächtigen Porphyrwand, die tief unten im Thale dasselbe mit purpurner Finsterniß schloß.

„Vom rothen Stein, ganz recht,“ antwortete der junge Mann, welcher, wenn gleich offenbar nur Reisender, die Gegend bereits zu kennen schien. „Nun, dort strudelt das Wasser viel stärker und hat sämtliche Steine bedeckt. Sie müssen umkehren; ich kann ein Kind nicht ertrinken lassen. Kommen Sie.“

Neuer Protest von Fräulein Baronesse. „Ich bin kein Kind mehr, ich bin schon eine große Demoiselle.“ Der zweite Theil des Protestes wurde mit richtigem Instinkt auf Französisch vorgebracht.

„Nun denn, so kann ich eine große Demoiselle nicht ertrinken lassen,“ versetzte der junge Mann mit gleicher Ernsthaftigkeit und ebenfalls auf Französisch. Dabei trat er mit dem linken Fuß auf eine kleine Kieselanhäufung, welche sich zwischen dem Ufer und dem Stein, auf dem Fräulein Baronesse stand, aus dem Bach erhob. Der Fuß war klein, wurde jedoch fest aufgesetzt. Sich zu der großen Demoiselle vorgehend, hielt der junge Mann ihr beide Hände hin. Durch das Weibliche in ihr der naturgemäßen Herrschaft des Männlichen unterworfen, legte Fräulein Baronesse ihre Hände in die seinen, die scharf zugriffen und die leichte Gestalt mit einem freien Schwung auf den Nacken des eigentlichen Ufers hoben. Einen Augenblick hielt er noch ihre Hände, damit sie das Gleichgewicht wiedergewinnen möge, dann ließ er sie los und schwang sich selbst an ihre Seite.

„Merci, monsieur,“ sagte Fräulein Baronesse mit einer salonmäßig eleganten Dankneigung des Kopfes. Der junge Mann lästete nochmals seinen Strohhut; Fräulein Baronesse band den ihrigen los und setzte ihn sich wieder ordentlich auf. Dann verneigte sie sich von neuem, sagte, immer mit derselben tiefen Stimme und derselben Grandezza: „Bon jour, monsieur!“ und ging gemessenen Schrittes am Bach hinunter.

Der junge Mann folgte ihr. Diese kleine Mädchenwunderlichkeit fing an, ihn zu unterhalten, vielleicht für den Augenblick sogar zu interessieren. Sie konnte ungefähr elf Jahr alt sein, war ungewöhnlich groß für dieses Alter und von festen, gestreckten Gliedern. Beim Gehen hatte sie die gleichmäßige Fußhebung, welche die Gewohnheit des Steigens offenbart. Fräulein Baronesse mußte buchstäblich in der Höhe wohnen und bildlich auch; ihr ganzes Gebahren verrieth eine herrschaftliche Natur, die Alles, was ihr zu Theil wurde, nur als ihr gebührend hinnahm. Dem jungen Fremden z. B. war Fräulein Baronesse keineswegs dankbar, obgleich sie ihm gedankt hatte. Das mußte sie thun, weil es „convenable“ war; im Grunde jedoch grollte sie ihm: er hatte sie gestört und ihr einen Beistand aufgenöthigt, dessen sie nicht bedurfte. Dieß der Bach sie nicht mehr aufwärts, so wäre sie auf dieselbe Art zurückgekehrt, wie sie gekommen, oder auch ohne Hilfe ans Ufer gelangt. Das Thal kannte sie, wie sie es kannte — das hätte ihr nichts Hebles widerfahren lassen. Es war gleichsam ihre Morgenheimath, und sie hatte es fast immer ungehört für sich allein, denn es wurde selten besucht, weil es nur wild, nicht schön war. Vor mehr, als tausend Jahren hatte der Bach, welchem eine übermächtige Natur oder Erdlawine sein bisheriges Bett verschüttet, sich zwischen einem Granitkloß und der Porphyrwand von neuem hervorgewählt. Die Spuren solcher Zerrüttungen aber vergehen nicht schnell. Nach einem Jahrhundert schon hat die Natur die volle Schönheit des Verfalls um ein zerstücktes Menschenwerk hergewebt, doch mehrere Jahrtausende braucht sie, um Verwüstungen zu verwischen, die sie selbst in Augenblicken der Wildheit sich angethan. Auch hier im Thale, besonders auf der Thalhöhe, verbarg sich noch immer eine unheimliche Chaoserinnerung zwischen den verworrenen Blöcken und Rankenwürrissen, und man hätte trotz der Lärchen, mit denen die Seitenabhänge bestanden waren, sicherlich nicht vermuthet, daß draußen ganz nah südtirolische Kastanienhaine und Rebenteile sich ausbreiteten. Wie es nun aber einmal war, liebte Fräulein Baronesse das Thal, brachte von ihrer Zeit so viel wie möglich dort zu, hatte das auch an diesem stillen, silberhellen Herbstmorgen zu thun beabsichtigt, und dieser vorwitzige Fremde zwang sie ohne Weiteres, das Thal zu verlassen!

Er folgte ihr noch immer, ohne daß sie sich ein einziges Mal nach ihm umgesehen hätte, obgleich sie das Knirschen seiner Tritte auf dem Geröllboden hören mußte. Nach mehreren Minuten redete er sie wieder an: „Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie unwillkürlich begleite, doch unser Weg ist derselbe.“

Sie begnügte sich mit einem abermaligen Neigen des Kopfes. Der junge Mann that einen langen Schritt vorwärts und ging jetzt neben ihr.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie da im Bache zu suchen hatten?“ fragte er mit der ehrlichen Neugier eines echten Reisenden, für den Alles Beobachtung, ja Studium ist.

Sie erhob ein wenig den Kopf und sah ihn von der

Seite an. Zwei Paar blauer Augen blickten ineinander. Die des Fräulein Baronesse waren groß und weitgeöffnet, durchsichtig und leuchtend, die des jungen Fremden länglich und etwas gedrückt von den Lidern, mit mehr Schatten, als Licht darin. Trotzdem mußten sie auf Fräulein Baronesse einen guten Eindruck hervorbringen, denn zum ersten Male lächelte sie, wandte ihr junges Antlitz freimüthig zu ihrem Begleiter hin und antwortete, allerdings mit ihrer angeborenen oder anerzogenen Wortsparsamkeit: „Edelsteine.“

„Führt der Bach die?“ fragte der junge Mann.

„Sie sagen's,“ war die Antwort.

„Wer sagt es?“

„Die sie gefunden haben.“

„Und Sie möchten auch welche finden?“

„Ja; ich suche schon das dritte Jahr.“

„Armes Fräulein Baronesse! Und noch keine gefunden?“

„Nein,“ antwortete sie mit einer ernsthaften Trauer auf der gewölbten Stirn und in den Augen.

„Ob am Ende keine mehr da sind?“

„Der Bach bringt immer neue,“ sagte sie, und ihr Ton war der einer eigensinnigen Kinderüberzeugung.

„Warum wollen Sie so gern welche finden?“ forschte der junge Mann weiter. „Um sie zu sammeln? Oder um sie fassen zu lassen und sie als Schmuck zu tragen?“

„Ich würde sie verkaufen.“

„Verkaufen?“

„Um Geld zu haben.“

„Was, braucht ein solches — ein so junges Fräulein schon so viel Geld?“

„Ich will nach Algier,“ erwiderte sie so gleichmüthig, als sagte sie: „ich will in die Stadt zum Conditor.“

Der junge Mann wiederholte: „Nach Algier? Mit wem? Ganz allein?“

„Rudolph würde mitkommen.“

„Wer ist Rudolph?“

„Mein zweiter Bruder.“

„Der würde mitkommen? Haben Sie ihn schon gefragt?“

„Ich hatte ja die Steine noch nicht.“

„Ganz recht, die Steine müssen Sie erst haben und für die Steine Geld. Aber warum wollen Sie durchaus nach Algier?“

„Ich bin dort geboren.“

„In Algier? Wie kam das?“ fragte der junge Mann, jetzt wirklich interessirt. Erläuternd fügte er hinzu: „Ich bin nämlich in Algier gewesen, komme eigentlich geradewegs von dort und will auch wieder hingehen, nur mußte ich erst in Deutschland meine Geschäfte in Ordnung bringen, weil ich mehrere Jahre fortbleiben will. Aber wie kommt's, daß Sie eine Algerierin sind?“

Fräulein Baronesse hatte inzwischen den Menschen, welcher aus Algier gekommen war und wieder hin wollte, mit vieler Ueberlegung in Augenschein genommen. Es war damals, 1853, noch nicht so alltäglich, in Algier gewesen zu sein; Fräulein Baronesse wenigstens betrachtete den jungen Reisenden offenbar als Naturmerkwürdigkeit. Er schien für sie auf einmal zur Bedeutung gelangt zu sein. In einem ganz andern Tone, schlichter, kindlicher, fragte sie zögernd: „Ist es wirklich so schön dort?“

„Wunderschön,“ lautete seine rasche Antwort. „Eine Verschmelzung von der Großartigkeit der Schweiz mit der Leppigkeit Italiens.“

„Das sagt Mama,“ sprach Fräulein Baronesse, den zurückgehaltenen Athem ausstößend. „Ich meine nicht das von der Schweiz und von Italien,“ verbesserte sie sich, „aber daß es so schön sei.“

„Ich soll aber noch immer erst erfahren, warum Sie dort geboren sind,“ sagte der junge Mann lächelnd.

„Mama ging hin, weil ihr Onkel dort Gouverneur war,“ erklärte Fräulein Baronesse jetzt endlich den Umstand ihres Geburtsortes. „Maman est Française,“ fügte sie hinzu.

„Ah,“ warf der junge Mann hin.

„Française et Hollandaise,“ fuhr Fräulein Baronesse fort. „Bonne-maman était de la Haye, d'une fort ancienne famille.“ Die Familienealogie war Fräulein Baronesse sichtlich auf Französisch beigebracht worden.

„Und Ihr Herr Vater — was ist der? Auch Franzose oder Holländer?“ erkundigte sich der Neugierige weiter.

„Nein, Papa war ein Deutscher,“ antwortete das Kind mit Stolz und Nachdruck. „Die Familie war ursprünglich polnisch, aber Papa war ein Deutscher aus österreichisch-Schlesien. Ich bin Baronesse von Wengersky,“ schloß die Kleine, die es wahrhaftig wußte, daß die polnischen Namen mit der Annahme des Von ihre weibliche Abwandlung verlieren.

„Sie sagen — Ihr Herr Vater war —“ fing der junge Mann nach einer Verhütung wieder an. Fräulein von Wengersky verstand, was er fragen wollte.

„Ja, der arme Papa ist todt,“ sagte sie gedämpft. „In Algier gestorben, zwei Jahre, nachdem ich geboren war.“ Er war exilirt — er hatte Brochüren gegen die Regierung geschrieben. Seine Güter waren confiscirt. Sie sind uns aber wiedergegeben worden. Mama hat sie verkauft und hat dafür die hohe Burg gekauft, welche die höchste hier im Lande ist. Da wohnen wir jetzt, Mama, Arthur, Rudolph und ich,“ schloß Fräulein Baronesse ihre Familiengeschichte, mit deren Ende das der gemeinschaftlichen Wanderung zusammentraf, indem das große Thal, in welches das kleine auslief, erreicht war, und der Weg des Fremden rechts in die alte südtirolische Stadt führte, während der zur hohen Burg links abbog.

Der junge Mann schied nicht von seiner kleinen zufälligen Bekanntschaft, ohne noch einige freundliche Worte an sie zu richten. Er wünschte ihr Erfolg beim Edelsteinsuchen, bat sie aber zugleich, vorsichtig dabei zu Werke zu gehen. „Sonst ertrinken Sie schließlich doch noch hier und kommen nie nach Algier,“ sprach er, „und wir wollen doch hoffen, daß Sie hinkommen. Vielleicht finden Sie sogar mich noch dort. Und bitte, sagen Sie mir Ihren Namen.“

„Baronesse von Wengersky ist mein Schreibname,“ antwortete Fräulein Baronesse mit dem ersten tirolischen Provincialismus, dessen sie sich schuldig gemacht. „Ich sag' ihn ja schon,“ bemerkte sie mit deutlicher Empfindlichkeit.

„Ich meinte Ihren Taufnamen,“ berichtigte der junge Fremde lächelnd ihren Firtum.

Mit einer gewissen Feierlichkeit sprach sie „Espérance!“ aus. „Das ist ein schöner Name,“ sagte der junge Mann mit einer seltenen Grazie im Ausdruck. „Ich will ihn als gutes

Omen betrachten. Ich mache nächstes Jahr eine gefährliche Reise nach Mekka in Arabien an das Grab des Propheten, wozu ich nur als Araber darf. Werde ich als Christ erkannt, so bin ich verloren, aber ich will dieses Zusammenreffen mit einer Espérance wie ein Unterpfand annehmen, daß es nicht geschehen werde. Darf ich Ihnen auch meinen Namen zur Erinnerung empfehlen?“ endete er artig, überreichte ihr seine Karte und schlug, da sie nichts zu erwidern wußte und nur stumm und betreten grüßte, den Weg nach der Stadt ein, die er noch am Nachmittage verlassen wollte. Espérance stand unterdessen auf derselben Stelle und besah die erste Karte, die sie je empfangen. Albrecht Freiherr von Waldow stand darauf. Nachdem sie den Namen zehn Mal gelesen und ausgesprochen hatte, wandte sie sich endlich mit langsam träumerischem Schlendern der hohen Burg zu.

Zweites Kapitel.

Die hohe Burg.

Die hohe Burg sah von einem weitläufigen Plateau in halber Gebirgshöhe thalab. Es war ein alter, unregelmäßiger, malerischer Bau, das Werk mehrerer Jahrhunderte. Schon durch Erbgräfin Margarethe zu Lehen verliehen, verwebt mit der Geschlechtergeschichte des Landes. Früher ein bedeutender Besitz, auch jetzt noch einträglich genug, wenn nur die dazu gehörenden Ländereien vernünftig bewirthschaftet wurden. Sie lagen alle auf dem Plateau, an dessen Rand die Burg sich erhob. Acker, Wiesen, Obstbäume, Kastanienwaldung, Nadelholz, Bach, Teich, Mühle — Nichts fehlte, als die energische nutzbringende Verwaltung. Die von Frau von Wengersky zu verlangen, wäre unbillig gewesen; die Französin, die noch überdies nie auf dem Lande gelebt hatte, konnte unmöglich auch nur den schwächsten Begriff von tirolischer Landwirthschaft haben. An Energie mangelte es ihr nicht, sie besah ihrer eher zu viel, aber die praktische Nutzenanwendung derselben wollte ihr nicht gelingen. Bald verpackete sie, bald wirthschaftete sie selbst mit Beistand eines Verwalters, und immer ging Alles rückwärts. Und doch wäre es so nöthig gewesen, daß es vorwärts gegangen wäre. Die Vermögensverhältnisse der Wittve mit ihren drei Kindern standen auf schwachen Füßen; man durfte jeden Augenblick fürchten, sie könnten zusammenbrechen. Das war nun freilich nicht die Schuld der Frau allein, der bei weitem größere Theil fiel dem verstorbenen Manne zu. So leidenschaftlich auch die junge Espérance für ihren Vater die deutsche Nationalität in Anspruch nahm, so wenig war Herr von Wengersky Deutscher, so ganz war er Pole gewesen. Polnisch blond, polnisch ideal, polnisch unpraktisch. Daß Mutter, Großmutter und Urgroßmutter sämtlich Deutsche waren, hatte an seinem Typus Nichts geändert; er repräsentirte ihn in der prägnantesten Ausprägung. Um der Regierung, wie er glaubte, bittere Wahrheiten zu sagen, hatte er seine Güter vernachlässigt. Leider wurden seine Pamphlete von Niemand, außer von der Regierung gelesen, und der arme Baron Wengersky erfuhr die Demüthigung, als unbekannter Publicist ins Ausland reisen zu müssen. Von eigentlichem Exil war keine Rede: man deutete ihm nur an, es würde ihm Nichts in den Weg gelegt werden, wenn er reiste. Auch unbegrenzte Freiheit zum Ausbleiben ward ihm gestattet — man konnte nicht liebenswürdiger sein, als die Regierung gegen ihn war. Fein genug, um auf halbe Worte hin zu verstehen, verkaufte er seine Güter, allerdings den Umständen angemessen, d. h. so schlecht wie möglich. Eingezogen waren sie nie gewesen, auch nicht zurückgegeben worden; Frau von Wengersky hatte nie etwas mit ihnen zu thun gehabt. Das Alles gehörte zu der Legende des verwiesenen Vaters, die nach Bruchstücken von Mittheilungen, nach aufgefangenen Worten, hauptsächlich aber aus dem kindischen Bedürfniß nach dem Außerordentlichen Espérance sich allmählig zusammengeformt hatte. Und nicht sie allein, Arthur auf der Neustädter Akademie praktirte in der französischen Art, welche die Mutter am meisten auf ihn übertragen, von den „malheurs de son pauvre père“, während Rudolph, welcher sein Naturell mehr von der Großmutter geerbt hatte, mit der schwerfälligen Verbissenheit eines Geistes der jungen Schwester zu verheizen pflegte, er werde den Vater an seinen Verfolgern einst zu rächen wissen. Stirbt von den Eltern eins, so lange die Kinder noch sehr jung sind, darf es in den meisten Fällen darauf zählen, nach seinem Tode idealisirt, sagen wir lieber privatim canonisirt zu werden. Mit der überlebenden Autorität in unheimlichen Conflicten gerathend, besonders wenn sie viel Temperament hat, wie Frau von Wengersky, erheben die kleinen Rebellen die todte Autorität, die sie nicht mehr hindert und stört, zum Range einer Schutzengelschaft. Das geschah denn auch hier. Schalk Frau von Wengersky, verstand sie ihre Kinder nicht, wie diese jedes Verlangen eines Wunsches auszudrücken liebten, so hieß es: „Ja, wenn Papa noch lebte, da —“. Die Mutter hatte die Arbeit und die Noth, der Vater die Anhänglichkeit und den Dank. Den Dank für das, was er nicht gethan, denn Herr von Wengersky hatte für seine Kinder so wenig gethan, wie für die Menschen überhaupt. Als er mit dem Ertrag seiner Güter in Paris ankam — wohin hätt' er anders gehen sollen, als nach diesem damaligen Mekka der politischen Auswanderer, gleichviel ob freiwillige oder unfreiwillige? — da hatte der blonde, große, sentimentale und ideale Pole viel thun wollen. Sehr Vieles und sehr Verschiedenes. Finanzoperationen machen, französische Schriftsteller werden, reformatorisch auf Oesterreich wirken — er wollte Alles. Was er wirklich that, das war sich verheirathen. Die Weise, auf die es geschah, war einfach. Verwandte wünschten sich eines jungen Mädchens, des letzten Sprößlings einer vornehmen, verarmten Familie ohne Aussteuer standesgemäß zu entledigen. Freunde schlugen den jungen Ausländer vor, der, wenn auch nicht reich, so doch wohlhabend schien, dem einflußreiche Verbindungen im neuen Vaterlande wünschenswerth sein mußten. Die junge Französin nahm den mari, der sich ihr darbot, mit Gelassenheit an: sie heirathete, wie es sich schickte. Herr von Wengersky brachte während des Brautstandes eine Art von Liebe für seine Verlobte zu Stande; sie war geistreich und hatte, was ihm fehlte, Charakter. Einem begabten, ehrgeizigen Manne wäre sie die beste Helferin gewesen, ganz das, was die echte tüchtige Französin ihrem Manne ist: die zuverlässigste Freundin. Für den schwankenden, schwärmenden Wengersky wurde sie bald eine Dual. Immer sollte er, was er so vielfach angekündigt,

etwas thun, besonders als erst Arthur geboren war. Der Thätigkeitstrieb war damals noch nicht zur Thätigkeitsmanie angewachsen; die Menschheit sah sich noch nicht als einen Schwarm von Arbeitsbienen an, die unaufhörlich Honig und Wachs fabriciren müssen. Wer es dazu hatte, durfte noch einfach leben, um zu leben; man betrachtete nicht alle Nichtsthuer als Drohnen, die tobt zu machen wären. Frau von Wengersky hätte ihrem Manne seine lebenswürdige geschäftige Trägheit gleichgiltig gegönnt, wenn sie nur auf sicherer Unterlage geruht hätte; die jedoch fehlte. Anstatt sich zu mehren, nahm das Vermögen ab, und für das Kind mußte schon jetzt eine Zukunft gegründet werden, das verlangte Frau von Wengersky, die als Gattin kühl, um so leidenschaftlicher als Mutter war. Herr von Wengersky bekam seinen Erstgeborenen bald herzlich überdrüssig. Um des ewigen Anspornens seiner Frau überhoben zu sein, würde er jedes Amt angenommen haben, aber man bot ihm keines an. Die Verwandten glaubten genug gethan zu haben, indem sie die junge Cousine verheiratet; sie überließen sie von nun an sorglos dem Gatten und diesen ihr. Eine Frau jedoch kam einem Manne, der sich nicht selbst hilft, nur durch Familieneinfluß helfen. Das begriff Frau von Wengersky und darum ging sie, nachdem Arthur einen unwillkommenen Bruder erhalten hatte, mit Mann und Kindern nach Algier, wo ein Verwandter, kein Onkel, nicht gerade Gouverneur war — der Gouverneur gehörte auch zur Legende — aber doch eine bedeutende Stellung einnahm. Sehr freudig begrüßte er Frau von Wengersky — eine geistvolle Cousine war eine angenehme Erscheinung in Afrika — mit ihrem Manne jedoch ließ sich in Algier so wenig anfangen wie in Paris. „Machen Sie, daß er in sein Land zurückkehren darf,“ schlug endlich der Cousin vor.

„Nicht exiliren?“ fragte die Französin schmerzhaft. „Man weiß es: den Franzosen wird das Ausland nie Heimath.“ „Meine arme Cousine, denken Sie an Ihre Kinder,“ sagte der Cousin. Sie willigte ein; er bot auf, was er an Connectionen besaß. Seine Bemühungen hatten Erfolg; die Erlaubniß zur Rückkehr ward erbeten und ertheilt. Warum starb Herr von Wengersky in Algier? Weil er sich vor der Rückkehr fürchtete, ein warmes Klima nicht mehr entbehren zu können glaubte. Umsonst ermutigte die Frau ihn, sich mit ihr zu „exiliren“, wie sie es mit ihm thun wollte. „Sie können es später allein thun, meine liebe Freundin,“ sprach er mit dem schmachtenden Egoismus des falschen Idealisten. Seine letzte Freude hatte er an der Geburt des Töchterchens, vielleicht weil dessen Ankunft der Mutter, deren Herz von ihrem Erstgeborenen völlig ausgefüllt wurde, noch unwillkommener war, als die Rudolph's. Den bedeutungsvollen Namen verdankte die Kleine dem Vater; die Mutter äußerte öfter: sie möchte wissen, was für eine Hoffnung die kleine Person mit den übermäßig großen blauen Augen mitgebracht hätte.

Bei seinem Tode verordnete Herr von Wengersky, daß der Kinder Vermögen in Oesterreich sicher zu stellen sei und sie selbst dort erzogen werden sollten. Vielleicht daß er die Erfahrungen der Heimathlosigkeit, die er so herbe gemacht, ihnen ersparen wollte; genug, es lag der Mutter ob, für sich und die Kinder eine Wohnstätte in einem der österreichischen Länder zu suchen.

Die hohe Burg war zu jener Zeit das Eigenthum eines beliebten Sängers, oder vielmehr eines Sängers, der sehr beliebt gewesen und dadurch allmächtig zu reich geworden war, um sich noch weiter mit theatralischem Erwerb abzumühen. Nur zu seinem Vergnügen wollte er noch singen und zwar gedachte er das in einem Künstlerheim zu thun, welches allen poetischen Ansprüchen seiner Natur gerecht werden sollte. Die alte Stadt des Thales, an dessen Ausgang die hohe Burg lag, war eben im Begriff ein Zukunftsort zu werden, der Sänger kam hin, gebrachte Luft, entbedte die hohe Burg, ließ sich von einem Esel hinaufschleppen, war entzückt oben und jubelte über sein gefundenes Künstlerheim. Es kam ihm ziemlich theuer: der augenblickliche Inhaber, ein rechter, richtiger Bauer, war schlau genug, um sich die Romantik extra bezahlen zu lassen. Den Winter über wurde das Künstlerheim eingerichtet, im Frühling bezog es der Künstler mit seiner Frau, im Herbst zog er sie wieder ab, und nie kehrten sie zurück. Die poetischen Instinkte des Sängers hatten dort in der Höhe einen so unbegrenzten Spielraum gehabt, daß sie schließlich von dannen gestoben waren. Oh, wer nahm ihm sein Künstlerheim wieder ab? Ein Poet vielleicht? Er bot einem, dessen Freund er war, im nächsten Frühjahr die hohe Burg „gratis“ als Sommeraufenthalt an, es konnte ja doch sein, daß der begüterte Poet „einen Narren an dem Neste fraß“. Am ersten Tage schrieb der Poet an den Sänger: „Freund, wach' einen Aufenthalt im Himmel verdank' ich Ihnen! Nur etwas trübt mir ihn, der Gedanke: wer soll wieder im Quaal der Städte leben, nachdem er diese Lüfte geathmet?“ — „Dacht ich's doch!“ lachte der Sänger und rieb sich die Hände. — „Wollen's erst abwarten,“ warnte seine Frau. Sie hatte Recht: nach vierzehn Tagen zog der Poet hinunter in die Stadt. „Verwerfen Sie mich nicht als ganz profaisches Alltagsgut,“ schrieb er dem Sänger, „aber dort oben hält's Niemand aus, der nur einen Tropfen poetisches Blut in den Adern hat. Die Poesie stülhet zu übermächtig um die hohe Burg her — sie bringt einen rein um dort — keine Stunde kommt' ich länger oben bleiben.“ Und dieses Besitzthum gerade ließ Frau von Wengersky sich von dem Sänger aufschwätzen, mit welchem sie bei einem Ausflug, den er nach Paris machte, durch irgend einen verhängnißvollen Zufall bekannt geworden. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sein Gewissen wahrte und ihr warnend sagte: „Madame, überlegen Sie es sich: meine Burg ist fürchterlich poetisch.“ Aber eine Beschreibung der Wälder und Wiesen war vorausgegangen, und Frau von Wengersky antwortete mit französischem Selbstbewußtsein: „Wenn es nur das ist, Monsieur, die Poesie thut mir gar Nichts, aber auch ganz und gar Nichts.“

Die Französin kannte die: für sie bestand die Poesie ein für alle Mal in einer bloßen Anordnung von Worten mit Rhythmus und Reim, aber darum eben hätte sie einem mittelidigen Herzen so recht aufrichtig leid thun können in der hohen Burg, wo es geradewegs unmöglich war, sich ohne Poesie auch nur eine Stunde wohl und heimlich zu fühlen. Damit ist natürlich keine Poesie vom Theater gemeint, wie der Künstler sich angefangen hatte, auch keine, wie der moderne Journalpoet verwerthete, sondern die, welche dem

Menschen so eigen ist wie Fleisch und Blut. Nur eine solche hilft in Wohnsitz, wie die hohe Burg, leben. Frau von Wengersky fand gar keine Hilfe, weder bei ihrer Vernunft, noch bei ihrer Entschlossenheit, noch bei ihrem Pflichtgefühl. Sie hielt aus an dem Ort, welcher das Hab und Gut ihrer Kinder vorstellte, aber es war eben nur in Anhalten. „Mein Gott, was für ein Land und was für ein Haus!“ sagte sie, bisweilen mit einem wahren Fieberzittern von Ungeduld. „Und sagen, daß ich vielleicht mein ganzes Leben hier bleiben werde! Oh, das ist hart! Was kann man mit dieser Scheune anfangen?“ fragte sie sich in dem großen Rittersaal, welcher den ältern Theil der Burg fast gänzlich einnahm. „Eine Frau und drei Kinder — wie sollen wir das je ausfüllen?“ Der ungeheure Ofen, auf welchem der Argonautenzug abgebildet war, schlöge ihr wahres Entsetzen ein. „Das ist ein Ungeheuer, welches Wälder verschlingen wird,“ meinte sie. Zwei kleine Zimmer lebten am Rittersaal; eines hieß das Glockenzimmer, weil aus der zu ebener Erde gelegenen Kapelle die Glockenstränge hindurch unter's Dach gingen. Das zweite wurde das Geisterzimmer genannt, indem gelegentlich ein Graf aus dem letzten adligen Besizergeschlechte hier spukte. Der Geist kam aus dem großen Weinkeller, spazierte die Treppen hinauf und nahm seinen Weg durch den Rittersaal in das Geisterzimmer. Was er dort trieb, war nicht bekannt, da Niemand je den Muth gehabt, ihm zu folgen. Man wußte nur, daß er in Hoftracht aus dem vorigen Jahrhundert einherstolzte: Perrücke, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, Spitzenmanschetten. Die arme Pariserin! Ihr unbehagliches Schloß war nicht einmal ungestört ihr eigen, sie mußte es mit einem abernem Gespenst theilen. „Nichts den Kindern sagen,“ stammelte sie in dem Bischen gebrochenen Deutsch, welches sie während zehnjähriger Ehe von ihrem Gatten erlernt. Wäre es möglich gewesen, sie hätte sich, um dem Aberglauben ein Ende zu machen, in das Geisterzimmer einquartiert, doch es war nicht zu heizen und daher nicht zu bewohnen. Die einzigen bewohnbaren Gemächer befanden sich in dem zuletzt angebauten Flügel, welcher von dem Parallelogramm des innern Hofes die nördliche Längenseite bildete. Gegenüber zog sich ein Garten hin, in welchem man auf einigen Stufen gelangte; dort wuchsen Feigen-, Marillen- oder Aprikosenbäume. Im Hintergrund des Hofes verband eine zweistöckige Gallerie den neuen Flügel mit dem Garten; die offenen Bogen ruhten im untern Stock auf vieredigen schweren Mauerpfählen, im oberen auf eleganten Marmorsäulen. Die Ecke zwischen der Gallerie und dem Garten nahm der starke, gleichfalls vieredige Thurm der Burg ein. Er hatte zwei Stockwerke, wie die Gallerie, aber kein eigentliches Dach mehr, nur eine Ueberdachung von Schindeln. Dafür trug er einen prachtvollen, Jahrhundertalten Epheumantel. Für ein poetisches Menschenkind mußte dieser Hof der hohen Burg ein wahres, unaltes Paradies sein, und siehe, das poetische Menschenkind sollte dem Hofe nicht mangeln: es kam an der Hand der armen profaischen Französin und war „Fräulein Baronesse“.

Drittes Kapitel.

Wie Fräulein Baronesse im Paradiese spielte.

Sie zählte vier Jahre, als sie ihr Paradies in Besitz nahm. Der Einzug ging natürlich nicht ohne gewaltigen irdischen Tumult ab: Gebirge von Gepäck mußten in die Burg geschafft werden. Aus dem nahen Baumannshause, wie der tirolische Ausdruck für Pächterwohnung ist, waren Pächter und Pächterinnen herbeigeitelt, um Weistand zu leisten. Mit ihnen hatte ihr Hund Donau sich eingefunden, ein sehr alltägliches, fast häßliches Thier, aber — ein Hund, folglich das Entzücken der kleinen Espérance, die schon damals die Leidenschaft für Hunde zeigte, der sie später den Beinamen „Hundemoidl“ verdanken sollte. Donau war darauf dressirt, „s Prazel“ zu geben, aber auch gewöhnt, dafür mit etwas Gutem belohnt zu werden. Espérance, welche für die Eigennützigkeit einer Hundeseele noch kein Verständniß besaß, hörte nicht auf, Donau's Pfote zu verlangen, ohne dafür das Geringste in Donau's Schnauze zu stecken. Das langweilte Donau, und er biß die Kleine in die rechte Wange.

Ein schöner Anfang das: Baumanns Hund, der Fräulein Baronesse gleich blutig biß! Frau von Wengersky stürzte auf das allgemeine Wehklagen herbei und war außer sich: wer konnte denn wissen, ob der Hund nicht toll war? — Nein, „bißig“ war er nicht, behaupteten beide Pächtersleute. Das beruhigte die Mutter ein wenig; Donau wurde jedoch trotzdem zum Hinabwerfen über den Felsen verurtheilt.

Eine andere, wenn auch geringere Befürchtung ängstigte noch die Mutter: würde keine Narbe zurückbleiben, Espérance ein Seitenstück zu Friedrich mit der gebissenen Wange liefern? Frau von Wengersky machte Umschläge, rieb mit Balsam ein, schalt, wenn die Finger der Kleinen sich immer wieder an der Narbe zu thun machten. Obgleich Espérance kein Kind ihres Herzens war, mochte sie es doch nicht entstellen haben. Endlich heilte Donau's Biß zu ihrer Zufriedenheit und Espérance wurde ins Freie losgelassen. Sie kletterte den ganzen Sommer über auf allen Felsen in der Nähe umher und wurde eine wahre kleine Ziege, nicht nur an Gewandtheit und Sicherheit, sondern auch an Genäßigkeit und Dreistigkeit. Unaufhörlich brach sie in das Baumannshaus ein, um Milch, Wein, Obst und frisches Brod zu verlangen, und konnte ein Mal die Pächterin ihren Appetit nicht nach Wunsch befriedigen, so requirirte sie in den benachbarten Bauerhöfen.

Die Theilnehmerin an diesem ungemehnten Leben war die Adoptivtochter des Pächters, Anna, ein Jahr älter, als Espérance und ganz so blond, wie diese damals noch war. Und wer fand sich nach einiger Zeit ebenfalls zum Mitkletterer und Mitessen ein? Donau, den man nicht über die Felsen hinabgeworfen, sondern eingesperrt hatte, bis der Zorn der Schloßfrau sich gelegt. Fräulein Baronesse bewillkommte ihn mit hellem Jubel, nahm sich jedoch wohl in Acht, sein „Prazel“ zu verlangen, wenn sie Herrn Donau Nichts dafür zu bieten hatte.

Zwei Jahre waren so wie ein langer Spieltag vergangen, da verlor Espérance ihre Gefährtin. Anna mußte mit sieben Jahren in die Schule und deshalb in die nächste Stadt zu Verwandten, und Fräulein Baronesse tröstete sich. Ja, wenn es Donau gewesen wäre! Aber Donau blieb da, lief nach wie vor mit, und Espérance schloß Freundschaft mit dem

„Hirtentuben“, welcher ihr aus Kinde allerliebste Kochgeschirre schnitzte.

Im Winter, wenn das Wetter gar zu kühl tobt oder Espérance leicht unpäßlich war, saß sie auf ihren kleinen Stuhl und schnitt Puppen aus Papier, machte ihnen Papierkleider und Papierhärzen und bemalte alles gräßlich schön aus einem großen Farbentafel. Dürfte sie hinaus, und es gab Frost, da schleppte sie ihren kleinen Schlitten mühsam eine Anhöhe hinan, die glatt von Eis war, um auf ihrem Gefährt sitzend hinunter schießen zu können. Das trieb sie oft Stunden lang; im Spielen zeigte sie unerschöpfliche Geduld. Im Lernen weniger. Es wurde ihr um diese Zeit nicht viel zugemuthet; sie wußte kaum mehr, als ein Kind auf einer wüsten Insel gewußt haben würde. Das Vorhandensein der Familiennamen gehörte für sie zu den unbekanntem Dingen, nicht minder die Eintheilung des Jahres in zwölf Monate. Nur Französisch lesen hatte die Mutter ihr beigebracht, aber von selbst las Espérance nie, stets nur, wenn es der Mutter gerade einfiel. War es im Sommer, so rief Frau von Wengersky dann aus irgend einem Fenster des Schlosses: „Nancy! Nancy!“ denn so lautete die häusliche Abkürzung für Espérance. Und war Nancy nah genug, um den Ruf zu hören, so gehorchte sie ihm, aber wie langsam, mit welchem innersten Widerstreben! Vom Spielen fort müssen, um eine Geschichte in einem Kinderbuche zu buchstabieren, mochte sie immerhin hübsch sein, das wurde Fräulein Baronesse, wie sie es später bezeichnete, „furchtbar sauer“. Die Buchstaben waren keine Blumen, und die Seiten im Buche keine grünen Tummelplätze. Espérance war im echten Vlaamschbelgischen Sinne „spießfisch“, und „traumfisch“, wie es in Vlaamschbelgien auch heißt, war sie gleichfalls. Dämmern, drömmern, duseln, wie man's immer nennen will, das trieb sie mit Naturvirtuosität. Bisweilen war ihr dabei selbst das Tageslicht noch störend, und sie hielt sich die Augen dicht zu und guckte in sich hinein, wo sie dann Wunderdinge in den schönsten bunten Farben erblickte.

Wovon sie ebenfalls noch keinen Begriff hatte, das war die hohe Bedeutsamkeit des Anzuges, indessen wurde sie darüber zuerst belehrt. Jedes Jahr einmal gab Frau von Wengersky den Familien aus der Stadt, mit denen sie bekannt geworden war, ein großes Mittagessen. Die Zurüstungen währten immer acht Tage, für Espérance eine Zeit lebhaftester Spannung und freudiger Hoffnung auf die „Wintertorte“, welche Fräulein Baronesse mit Enthusiasmus aß. Im Jahre Fünfzig fiel diese Festlichkeit ungefähr ein Woche nach Espérance's achtem Geburtstage. Dieses Mal kam ein zehnjähriges Mädchen mit, ein gezieres, geputztes Püppchen. Fräulein Baronesse wußte durchaus nicht, was sie mit diesem „Stadtfraulein“ anfangen sollte, welches unaufhörlich von seinen Kleidern, der Anzahl seiner „Sacktücher“ und andern ähnlichen Interessen redete, die für Espérance keine waren. Espérance trug an diesem Tage ihr bestes Kleid, einen blauen Barège, den sie, gleich der großen Puppe, noch von Paris her besaß. Ihre langen blonden Zöpfe waren mit blauen Bändern durchflochten; sie sah hübsch aus, und hörte es verschiedentlich sagen, ohne deshalb mehr als sonst Werth auf die eigene Erscheinung zu legen, oder den Reden des Stadtfrauleins Gehörmaß abzugewinnen. Dieses wiederum hatte nicht die mindeste Aufmerksamkeit für Espérance's Blumengeschichten und Traumanschauungen. Während des Mittags, welches sie an einem Kästgen einnahm, sympathisirten Beide in der Furcht, man könne vergessen, sie zu versorgen, aber unmittelbar nach Tische trat die Spaltung zwischen ihnen wieder hervor. Umsonst führte Fräulein Baronesse ihre Gästin zu allen Lieblingsplätzen und weichte sie sogar in die Kunst ein, aus Kastanienblättern mit Fichtennadeln zuckerhutartige Kopfbedeckungen zusammenzubestehen — das Stadtfraulein verhielt sich vornehm gleichgiltig, und Espérance wurde ganz ratlos. Da kam endlich die Gesellschaft herab, um nach dem Wasserfall zu gehen, welcher den landschaftlichen Glanzpunkt der Schloßumgebung ausmachte und bei jeder feierlichen Gelegenheit pflichtmäßig besucht wurde. Stadtfraulein und Fräulein Baronesse schlossen sich an, Espérance mehr zu Hause in der Gesellschaft erwachsener und älterer Personen, als unter vier Augen mit der zehnjährigen Puppodde. Leider blieb sie bei der Rückkehr von der nassen Merkwürdigkeit an einer Brombeerranke hängen und riß sich einen langen Schlitz in das himmelblaue Barègekleid. Das einstimmige laute Bedauern, mit welchem sämtliche Damen sich zu ihr drängten, betäubte sie mit der Wahrnehmung, daß ihr ein ernstlicher, ja unersehlicher Schaden geschehen sein müsse. Verfürzt bis zur Weißheit flog sie voraus ins Schloß und verschwand. Wohin sie sich schlüpfte, läßt sich nicht gut sagen, es genügt, daß sie sich einschloß und auf kein Anklopfen antwortete oder öffnete. Nach mehr als einer Stunde gelang es einem jungen Arzt, sie durch ein Loch in der verriegelten Thür zu entdecken und mit bewog er eine der Damen, ihr eine geschickte Ausbesserung des zerrissenen Kleides zu versprechen, das wirkte; Fräulein Baronesse gab ihre Festung auf, aber ihre Unschuld in Betreff der Toilette war ein für alle Mal verloren. Von jetzt an kam ihr der jährliche sommerliche Strohhut, und das jährliche winterliche Flanellkleid sehr ärmlich vor und die lila oder rosa Kleidchen, welche die Mama ihr aus abgelegten Morgenröcken von sich selbst zurecht schnitt, befriedigten sehr wenig das erwachte Bedürfniß, sich schön gepußt zu fühlen.

Die tiefste Spur in dem kindlichen Dämmerleben Espérance's hinterließ das Geschick Donau's. Das arme Thier nahm sein Wächteramt gar zu ernstlich. Wehe denen, welche einen kleinen Holztrevel oder Kastaniendiebstahl beabsichtigten: Donau bellte sie entveder vom Gute fort oder zerrte sie wohl auch gelegentlich in die Burg herein. Folglich hatte das treue Thier genau eben so viele Feinde, wie es Diebe in der Nachbarschaft gab, und die öfter geäußerte Befürchtung: sie würden ihm etwas anthun, erwies sich nur zu schnell als gerechtfertigt; eines Tages war er verschwunden. Alle Nachforschungen blieben vergebens: Donau kam nie wieder zum Vorschein. Die Diebe hatten ein Ende mit ihm gemacht, hieß es in der hohen Burg, wo die Trauer um das verlorene Thier allgemein war. Dieben aber kann auch zu viel gethan werden, und dieses Mal war es der Fall. Ein benachbarter Bauer hatte Donau erschossen, theils aus persönlichem Haß gegen Frau von Wengersky, die keine bequeme Nachbarin war, theils um mit dem guten Hundesett seine Kiemen zu schmieren. Als Espérance das erfuhr, lernte sie zum ersten

Male Zorn und Machegefühl kennen. Sie hätte dem boshaften Bauern wer weiß was antun können.

Die arme Kleine — ihr Paradies fing auf eine traurige Weise an, sich in die wirkliche Welt zu verwandeln. Sie wußte noch nicht recht, was es war, aber es war um sie her anders, als sonst: sie konnte nicht mehr so harmlos, so ganz hingegeben spielen. Es fiel ihr immer etwas ein, worüber sie sich betrüben mußte. Sie hatte eine unbestimmte Furcht, und nicht mit Unrecht, denn bald sollte das Traumparadies ihrer ersten Kindheit ganz verschwinden, und die Hand, die es vernichtend traf, sollte die der Mutter sein.

Es war kein starker Streich, welchen die lebhafteste Hand der Französin führte, ja, es war eigentlich gar keiner, bloß ein ungeduldiges Vonsichschieben des Kindes, welches ihr mit seinen Anforderungen gerade einmal lästig fiel. Wer, der Vater oder Mutter ist, hat es nicht erfahren, wie Kinder mit der regelmäßigen Wiederkehr ihrer kleinen Bedürfnisse martern können, wenn man sich gerade in einem physischen oder psychischen Ausnahmezustand befindet? Nun war allerdings an dem Tage, um welchen es sich handelte, Frau von Wengersky weder krank, noch unglücklicher als gewöhnlich, aber sie war durch und durch verstimmt und bis zur Erschöpfung übermüdet. Sie kam zu Fuß aus der Stadt zurück, wo man genehme Geschäfte sich nicht nach Wunsch hatten beendigen lassen. Auf der Post hatte sie gerichtlich vor-mundschastliche Briefe vorgefunden und einmal mehr so recht gefühlt, was es heiße, vom Gericht bevor-mundet zu werden. Die Gluthitze des Herbsttages hatte ihr den langen und zuletzt so steilen Weg ungewöhnlich erschwert. Lechzend, langsam, wind an den Füßen, muthlos im Herzen schleppte sie sich den letzten Abhang hinauf nach der Burg zu, da schoß aus dem offenen Thorbogen des Vorhofes wie ein Windspiel, das erwartet, Espérance hervor und der Mutter entgegen.

„Maman, hast Du mir etwas mitgebracht?“ rief sie athemlos, hielt die Mutter an der Hand auf und suchte in ihrem Gesicht zu errathen, ob das Mitgebrachte aus Bisquit bestehen dürfte, dem Gebäck, welches Nachtmäulchen Espérance am liebsten speiste. Hestig, so daß Espérance frauchelte, riß Frau von Wengersky die Hand zurück und setzte ihren Gang fort, während Espérance erschrocken neben ihr herlief. Ihre Stimme war noch nicht so ermattet, wie ihre Füße, so daß Espérance auf die mütterliche Strafpredigt nicht zu warten brauchte.

„Wie haben Sie eine andere Frage an mich zu richten!“ schalt die entrißene Mutter mit ungewöhnlicher Gelässigkeit. „Ich glaube, wenn ich verathmend zu Ihren Füßen niedersänke, so würden Sie mit den Worten über mich herfallen: Maman, hast Du mir nichts mitgebracht? Sie sind eine gänzlich egoistische Kleine Person, Sie haben kein Herz, nur einen Magen. In Ihnen hab' ich kein Kind, nur ein Geschöpf, welches ewig Hunger hat.“

Frau von Wengersky variierte dieses Thema, bis sie den Vorhof erreichte. Hier befand sich zur rechten Hand ein erhöht liegender kleiner Gartenfeld mit schönen Pfirsichbäumen, Espérances Lagers, wenn die Mutter in der Stadt war. Auch an diesem Nachmittage hatte die Kleine von dort auf die Mutter und den Bisquit gelauert. Frau von Wengersky hielt an, als sie bei diesem Gärtchen vorüberkam. Ein großes Päckchen aus dem Korbe nehmend, der ihr am linken Arm hing, reichte sie es geringschätzig dem Kinde hin.

„Hier ist er, Ihr Bisquit,“ sagte sie: „nun brauchen Sie nicht länger dort oben zu hocken. Gehen Sie, wohin Sie wollen — zum Abendessen werden Sie sich ja wieder einfinden.“

Sie ging durch das große Thor in den eigentlichen Schloßhof; Espérance wagte nicht, ihr zu folgen. Wohin sollte sie nur, Espérance, von welcher Maman nichts wissen wollte? Denn ihr kam es vor, als hätte Maman sie ganz, ganz fortgeschickt, in die weite Welt hinaus, mit dem unglücklichen Bisquitpäckchen als Wegzeigung. Sie umschloß das Päckchen fest mit ihren heißen Händen; der Bisquit drinnen gab durch klägliches Knistern zu verstehen, er sei in Gefahr, entzweigequetscht zu werden. Das erweckte Fräulein Baronesse zur Besinnung: der arme Bisquit — er that ihr leid — er war gewiß so gut, was konnte denn er dafür, daß Maman so „schimpfte“? Fräulein Baronesse mußte sich und ihn irgendwo in Sicherheit bringen; der große hohle Aufbaum fiel ihr ein; sie kroch hinter das Baumhaus und durch das Loch in den Baum. Als sie sich drinnen eingerichtet, es schien ihr nicht mehr so geräumig wie sonst, sie mußte gewachsen sein, da fing sie mit Weinen an. So hatte sie noch nie geweint, aber Maman hatte auch noch nie so „geschimpft“. Und warum nur? Espérance war ihr doch immer entgegengelauert, wenn sie aus der Stadt kam, hatte stets dieselbe Frage gethan und Maman hatte gelächelt und ihr das Mitgebrachte gegeben, höchstens einen kleinen Baden-

streich dazu, der nicht weh that. „Seht ihr die kleine Genätschige?“ hatte Maman dann gesagt, nicht wie heute: „Sie sind eine gänzlich egoistische kleine Person.“ Warum war sie denn heute auf einmal so schlecht? Und wenn sie so schlecht war, wer sollte sie da noch lieb haben? O, sie war ein recht armes, verlassenes Kind!

Ob Espérance bei diesen trostlosen Ueberlegungen ihr Päckchen ungeduldet ließ? Nein, so weit ging ihr Verlorensein in Jammer doch nicht. Sie aß ihren Bisquit mit Thränen, aber sie aß ihn. Zum Abendessen kam sie nicht, sie war satt. Sie hatte ein ganzes halbes Pfund Bisquit verzehrt. Aber aus dem Paradiese war sie heraus.

(Fortsetzung folgt.)



Anton von Werner, Director der Akademie der bildenden Künste in Berlin.
Nach der Vorträtbüste Encke's.

Anton von Werner.

Von Ludwig Pietsch.

Angehts der, die politische Welt in ihren alten Grundvesten erschütternden und neugestaltenden, gewaltigen geschichtlichen Thaten, welche ihr während des letzten Jahrzehnts fast ausschließlich von Männern planen und glorreich hinausführen gesehen haben, die bereits weit hinaus über die Mitte, ja fast bis zur Grenze des allen Menschen zugemessenen Lebens gelangt waren; hat man wohl mit einigem Recht den Satz aufstellen zu können geglaubt, in unserem Zeitalter sei überhaupt die bewegende, schaffende, thätige Kraft, welche man in früheren Epochen als den schönen und beneideten Vorzug der Jugend betrachtet hat, auf die alten Herren übergegangen. Aber die Jungen können ohne Sorge sein, daß sich etwa die Natur der Dinge umgekehrt habe. Immer wieder auch in diesem Zeitalter der Alten treten Erscheinungen auf, welche jenen den tröstlichen Beweis geben, daß auf gewissen Hauptgebieten des Lebens die alte Vorliebe der Götter für die Jugend darum noch keineswegs erloschen ist, weil sie einmal ein Paar silberhaarigen Greisenhäuptern die vollsten und reichsten Aufmerksamkeiten gönnten.

Ein solches lebendiges Beweisstück ist der gegenwärtige Director der Akademie der bildenden Künste zu Berlin, dessen von seinem Freunde, dem begabten Bildhauer Encke mo-

delirte, vortreffliche charaktervolle Büste unser heutiger Holzschnitt reproducirt, den Autor des Gemäldes, dessen Mosaitausführung das Berliner Siegesdenkmal schmückt, Anton von Werner. In einem Lebensalter, in welchem die Mehrzahl der Künstler nur eben beginnt, im glücklichen Falle einige bescheidenen schüchternen Erfolge zu erringen, war sein Name bereits ein im ganzen Vaterlande bekannter und gefeierter. Kaum neunundzwanzig Jahre alt, bezeichnete ihn die öffentliche Stimme, die des Publicums wie der Kunstgenossen, energisch und fast widerspruchlos als den, von welchem allein eine rechte und gründliche Neubelebung des Instituts der Berliner Kunstakademie zu hoffen wäre. Und die Staatsregierung, weit entfernt, sich diesem allgemeinen Wunsch zu widersetzen, gab den praktischen Beweis, wie vollständig sie jene hohe Meinung von dem jugendlichen Meister theilte, indem sie denselben im Beginn dieses Jahres zum Director der Akademie berief und ihn vertrauensvoll mit einer Nachfülle ausstattete, wie sie nie zuvor einem Inhaber dieses Amtes gewährt gewesen war.

Anton von Werner ist am 9. Mai 1843 in Frankfurt a. D. geboren, und hat des Lebens Ernst, Noth und Bitterkeit vom ersten Erwachen seines Geistes während seiner ganzen Knabenzeit gründlich kennen zu lernen gehabt. Kaum vierzehn Jahre alt, mußte er das Gymnasium verlassen und die wohl früh schon in ihm lebhaft rege gewordene Lust: ein Maler zu werden, zunächst in der schwierig besonders erwünschten Thätigkeit als Lehrbursche eines Frankfurter Stubenmalers zu befriedigen sich genügen lassen. Weinade drei Jahre blieb er in diesem Verhältnis. Er mag es heute kaum beklagen und versichert oft, wie einst Eduard Hilbrandt, der die gleiche Vorschule durchzumachen gehabt hatte, daß er diesen harten Lehrjahren nicht genug zu schärende, auf anderem Wege kaum so sicher und rasch zu erreichende Fertigkeiten danke, besonders die: die größten Flächen resolut mit dem Pinsel behandeln und — die Malerleiter richtig und mühelos benutzen zu können.

Während dieser ersten Vorbereitungszeit aber ist bereits die Wendung in des Künstlers Leben eingetreten. Sein Beruf für noch andere und höhere geistige Lebensaufgaben, als die, welche dem heutigen Stubenmalers gestellt werden können, muß sich damals bereits für Werner selbst und Andere überzeugend genug kund gegeben haben. Er konnte den Entschluß fassen und dessen Ausführung ermöglichen, zunächst an der Berliner Akademie den Unterricht zu suchen, der ihn der ebleren „Kunst höhere Stufen“ führen sollte. 1860 trat er als Schüler in deren Klassen ein; zwei Jahre später vertauschte er sie mit der Kunstschule in Karlsruhe. Sein mit überraschender Schnelligkeit zur schönen, frischen, jugendlichen Blüthe entfaltetes reiches malerisches Talent, welchem sich die glücklichste musikalische Begabung gesellte, sein lebhafter origineller Geist, welcher ihn nun „mit einem Schritt“ erreichen und nachholen ließ was Andere, in der Knabenzeit vom Schicksal scheinbar Begünstigtere, ihm um „tausend Schritte voraus“ gewesen nicht zu erlangen vermocht hatten, erwarben dem jungen Kunstschüler sehr bald die fördernde Neigung und Werthschätzung der dortigen Meister: Lessing's, Schrödter's, Gude's, eröffneten ihm die anregenden Kreise der Professoren und Lehrer des Polytechnikums, der Musiker und Schauspieler. „Eine Art Nachklang der alten Düsseldorfser Zeit,“ so zeigte ihm sich das damalige Karlsruher Leben. Und daß er

das war, davon spürt man den Reflex noch in von Werner's ersten dort gemalten Bildern, in welchen die historisch-romantischen Tendenzen des einstigen Hauptes der Alt-Düsseldorfer Geschichtsmalerei; C. F. Lessing's, noch einmal erneutes, jugendkräftiges Leben und Gestalt gewonnen zu haben scheinen. Für seine menschliche und künstlerische Zukunft von besonderer Bedeutung aber wurde A. v. Werner die dort geschlossene nahe Verbindung mit Victor Scheffel und die freundschaftlichen Beziehungen zu dem genialsten älteren Vertreter des poetischen Humors in der deutschen Malerei, Adolf Schrödter. Jener gab in seinen Dichtungen dem geist- und sinnesverwandten jungen Künstler die dessen Eigenart entsprechendsten und willkommensten Gegenstände, an deren malerisch-zeichnerischer Gestaltung seine Erfindungskraft und Lust sich später in der glänzendsten und erfreulichsten Weise bethätigen sollten. Schrödter aber gab ihm später noch Besseres: seine älteste Tochter zur Frau und damit die feste, sichere Begründung eines schönen und vollkommenen Daseinsglücks, welches wieder das Fundament auch alles großen, soliden, erfolgreichen Arbeitens, Schaffens und Wirkens ist.

Mit dem ersten Jahre des Karlsruher Aufenthaltes (dem neunzehnten seines Lebens!) beginnt bereits Werner's selbstständig schöpferische Thätigkeit. Und schon in diesen frühesten romantischen Genrebildern und Dichterillustrationen ist jede Spur des Anfängerthums, des vergeblichen Ringens lebhafter Phantazien mit unzureichendem Können ausgeschloffen. Erfindung, poetische und geistreiche Absicht, genaue, auf ein-



Die zerbrochene Puppe.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Fr. Desregger.

dringendem Studium beruhende Kenntniß der Natur, freie Beherrschung der künstlerischen Ausdrucksmittel und des ganzen Apparats des malerischen Handwerks vereinten sich ansehnend schon damals in ihm, um diesen Jugendarbeiten den überraschenden Stempel der Reife, der vollen Sicherheit zu geben und damit die ungetheilte unbedingte Kraft der Wirkung auf den Beschauer. Solche Erstlingsarbeiten waren „Georg und Lise“, „unter der Klosterlinde“; die prächtigen Zeichnungen zu Schefel's „Aventüre“. Es folgten in den Jahren 1864 und 1865 die Illustrationen zu dessen „Juniperus“, das große historische Bild „Luther vor Cajetan“ (welches Werner den Preis der Michel-Beer'schen Stiftung erwarb) und eine seiner feinsten und originellsten damaligen Schöpfungen: „Das Quartett“ in seinem eigenen Maleratelier.

Ganz den Lessing'schen beherrschenden Einfluß bewies noch das 1866 gemalte große Bild: „Konradin von Hohenstaufen und Friedrich von Jähningen empfangen ihr Todesurtheil“. Dies und ein mir unbekannt gebliebenes Genrebild jener anderen Richtung: „Die Feier des dreißigsten Geburtstages“, waren die letzten in Karlsruhe vor von Werner's fast zweijährigem Aufenthalt in Paris gemalten. Dort wie hier war mit der großen malerischen Thätigkeit bei ihm immer eine fast noch ausgebreitetere illustrierende für eine Menge von Zeitungen und Werke aller Art Hand in Hand gegangen.

Von abgeschlossenen Gemälden, die während der Pariser Zeit von ihm ausgeführt wurden, kam nur ein allerdings ganz köstliches kleineres Werk nach Deutschland und in Berlin zur Ausstellung: „Die vertrauliche Unterredung“. Die dortigen Studien und Einflüsse hinderten Werner übrigens nicht, so echt deutsch empfundene und gedachte Entwürfe zu so echt deutschen Dichterverken auszuführen, wie seine Zeichnungen zu Schefel's „Gaudamus“ und zu dessen „Bergpalmen“.

Schwerlich mit einer Ahnung, unter wie gründlich gewandelten Umständen er Paris wiedersehen würde, verließ der Künstler im October 1868 die „Hauptstadt der modernen Civilisation“, um die der alten Kultur, das ewige Rom zu besuchen, und hier und in Venedig dem Studium der großen Kunst Italiens, in Sorrent und Capri besonders dem beglückenden Gemüth der Natur des Landes, der Schönheit und des Daseins in derselben zu widmen. Daß dieser Gemüth selbst eine sehr eifrige künstlerische Thätigkeit vielmehr förderte, als hinderte, beweisen die dort geschaffenen zahlreichen Arbeiten von Werner: die Zeichnungen zu der Dichtung „Hugobietrich's Brautfahrt“ und jene, mit welchen er vielleicht unter allen je von ihm geschaffenen der Menschen Herzen aufs innigste erfreut und für sich erobert hat: zu Schefel's „Trompeter von Säckingen“ (die illustrierte Ausgabe erschien 1873). Es war ein großer, interessanter Auftrag, der erste zu Wandmalereien monumentalen Stils, welcher Werner aus der „schönen Fremde“ wieder in die Heimath zurückberief. Auf zwei Wände der Aula des Gymnasiums zu Kiel wurde er zwei geschichtliche Bilder, die indeß mehr als nur getreue Schilderungen je eines einzelnen Moments bedeutender Ereignisse sein sollten, zu malen eingeladen: „Luther auf dem Reichstage zu Worms“ und „Die nationale Erhebung Deutschlands von 1813“ unter Preußens Vorgang und Friedrich Wilhelm III. Führung. In Karlsruhe zu Beginn des Jahres 1870 wieder eingetroffen, entwarf er die Skizzen und zeichnete die Cartons dieser Compositionen, fand aber gleichzeitig noch Weise, eine seiner älteren romantischen Compositionen, zur „Aventüre“: den „Irregang“, zu einem Gemälde von prächtiger lebendiger Realität und farbiger Wirkung und einen „Don Quixote unter den Ziegenhirten“ auszuführen. Wenig Monate genügten seiner rapid schaffenden Hand danach in Kiel jene beiden großen Wandgemälde mit Einschluß der verbindenden und umgebenden rein ornamentalen Decoration (in deren Erfindung er jederzeit die gleiche Stärke bewahrte, wie in der figürlichen) zu vollenden. Im September konnte er bereits die fertigen übergeben. Beauftragt für die Kieler Gallerie die eben erfolgte Ankunft des General von Moltke mit den deutschen Truppen vor Paris frisch nach der Wirklichkeit zu malen, eilte Werner den siegreichen Heeren nach. Die Empfehlungen der Frau Großherzogin von Baden verschafften ihm in Versailles die freundlichste Aufnahme im Hauptquartier ihres fürstlichen Bruders, des Kronprinzen von Preußen. Geseffelt von der Fülle der lebendigen Bilder von ebenso bedeutungsvollem geschichtlichem Inhalt, als eminent malerischem Interesse der Erscheinung, blieb er, auch nachdem er die mannigfachen Naturstudien nach der Landschaft, den Persönlichkeiten, ja den Pferden, deren er zu jenem Bilde für Kiel bedurfte, während der ersten Wochen seines Aufenthalts zu Versailles ausgeführt hatte, dort bei dem Hauptquartier der dritten Armee, der Beobachtung jener ewig denkwürdigen und die Geschichte Deutschlands entscheidenden Ereignisse hingegeben, bis zur Capitulation von Paris und der Heimkehr des Kronprinzen. So wurde er persönlicher Zeuge des prächtigen historischen Schauspiels der Kaiserproclamation in der Spiegelgalerie zu Versailles, das er später von den deutschen Fürsten beauftragt wurde, in einem großen Gemälde mit einer Anzahl von Porträtgestalten in, ich möchte sagen actenmäßiger, Treue und Genauigkeit zu schildern.

Vor neun Jahren hatte der kaum siebenzehnjährige, scheinbar schwächliche blasse Schüler der Akademie Berlin verlassen. Nun kam er als fertiger Meister, hoch geehrt und begünstigt von den Großen der Erde, berüht und beliebt in allen kunstsinningigen Kreisen nicht nur seines Volkes, mit großen glänzenden Aufträgen überhäuft, dahin zurück, um sich dauernd in der neuen deutschen Hauptstadt niederzulassen. Als man die Triumpfstraße, auf welcher die Sieger jenes gewaltigen Entscheidungskampfes letztere durchziehen sollten, auch durch den originellen Schmuck der großen, von den besten Künstlern gemalten Belarien zu zieren beschloß, übernahm von Werner die Composition und Ausführung desjenigen dieser Bilder, welches in den Formen der symbolischen Kunst den Ansturm der freventlich herausgeforderten deutschen Volkskraft gegen den französischen Bedränger schildert. In der unglücklich kurzen Zeit von kaum zwei Wochen vollendete er dies, eine Fläche von ca. 400 Quadratfuß bedeckende gestaltenreiche Gemälde. Kaum ein zweites unter den andern übte eine so einschlagende Wirkung auf Phantasie und Gemüth der Menge; trotz jener uns Heutigen beinahe fremd gewordenen, allegorischen Formensprache. Hatte er es doch verstanden, hier den kalten Abstractionen so warmes und farbiges Leben einzu-

hauchen und andererseits die Erscheinung der realen handelnden Menschengestalten in dieser Composition so ins Lyrische zu heigen, daß beide Elemente sich ohne innern Widerspruch zum einheitlichen Ganzen verschmolzen. Als bald danach über die Wahl dessen entschieden werden mußte, der das Siegesdenkmal auf dem Königsplatz zu Berlin mit einem, das ganze gewaltige Heldengedicht vom deutsch-französischen Kriege und der Aufrichtung des deutschen Kaiserthums in wenigen großen Figuren und Gruppen zusammenfassend darstellenden Gemälde schmücken sollte, war in Bezug darauf, daß Werner dieser zu Berufende sei, kaum eine Meinungsverschiedenheit vorhanden. Er entwarf 1871-72 jene bekannte Farbenstizze auf Goldgrund, nach welcher er nur mit unwesentlichen Abweichungen den kolossalen farbigen Carton in Del ausführte, der zur Vorlage für das ihn getreu copirende Mosaikbild diente. Seit dem 12. November ist dies durch Dr. Salviati's venetianische Künstler auf der cylindrischen Oberfläche des Fußes der Siegessäule hergestellte Werk entfällt, der es zum prächtigsten und unzertörllichsten Schmuck gereicht.

Während dieser Jahre seines Berliner Aufenthalts entwickelte der Meister eine immer gesteigerte, durch die Menge und die Trefflichkeit des darin von ihm Geschaffenen, wie durch die Vielseitigkeit gleich ausgezeichnete Thätigkeit. Rasch hinter einander gingen aus seiner Werkstatt jenes hier 1872 vollendete Bild: „Moltke und sein Generalfstab vor Paris“, für Kiel, das vielbewunderte historische Porträt „Moltke in seinem Arbeitszimmer zu Versailles“, das originelle Bild: „Luther auf einem Familienfeste“; neue Illustrationen zu poetischen und historischen Werken, große Porträts, decorative Arbeiten der mannigfachen Bestimmung u. hervor.

Im Jahre 1871 hatte von Werner seine Braut, A. Schröder's älteste Tochter Malvina, selbst eine besonders im Ornamentalen hochbegabte und kunstgebildete Malerin, als Gattin heimgeführt. Seine erste Mietwohnung schon hatte er schönheitsvoll und lustig mit den Gebilden seiner erfindreichen, poetischen Phantasie und seiner rührigen Hand decorirt. Aber nach kurzer Zeit baute er sich nach eigenem Geschmack und eignen Entwürfen sein eignes Daheim. Und in diesem blieb kein Raum vom Erdgeschos und der Kinderstube bis zur Werkstatt unter dem Dach, den er nicht selbst, seiner Bestimmung gemäß, in der reizvollsten Weise mit eignen bedeutsamen Malereien geschmückt hätte, ihm so eine erhöhte und ideale künstlerische und gemüthliche Weihe verleihend. Es erforderte einen Bericht von dem Umfang dieses Lebensabrisses des Meisters, wenn man schildernd und auslegend diese in ihrer Art einzigen Kunstschöpfungen in allen Theilen anschaulich durch das Wort darstellen wollte; Schöpfungen, aus welchen das innige tiefe Gefühl des schönsten rein menschlichen Lebensglücks eben so berebt und mächtig spricht, als sich das große Talent und das meisterliche, alle Formen der Kunst souverain beherrschende Können des Malers darin kundgibt, und an welchen das Herz des Mannes so vielen Antheil hat wie die Phantasie und Geisteskraft des Künstlers.

Im Jahre 1873 wurde Werner zum Director der nach seinem eignen Programm reorganisirten Akademie der bildenden Künste zu Berlin ernannt. In der kurzen Zeit seiner Verwaltung desselben hat er eine Reihe von radicalen Umgestaltungen durchzuführen und in dem Institut ein neues frisches Leben zu erwecken verstanden, dessen erfreuliche segensreiche Früchte nicht ausbleiben können. Aber zum Glück hat die Hingebung an diese neuen Pflichten seine schöpferische Künstlerthätigkeit nicht ins Stocken zu bringen vermocht. Er hat die Arbeit an dem großen Bilde der Kaiserproclamation fortgesetzt, große decorative Gemälde in Angriff genommen und rüstig gefördert, die Illustrirung von Schefel's Effehardt hat er im letzten Sommer wenigstens vorbereitet.

So bildet die Erwerbung der höchsten künstlerischen Amtswürde wohl einen wichtigen Abschnitt in diesem normalen glücklichen Künstlerdasein. Aber keineswegs bedeutet sie für Werner das Einlaufen in einen gewissen Ruhehafen, einen Abschluß seiner schöpferischen und schaffensfreudigen Lebensperiode. Wenn damit dieser gedrängte Abriß seines Lebens gleichfalls eines eigentlichen Schlusses entbehrt, so werden meine Leser diesen Mangel so wenig wie ich selbst zu bedauern Ursache haben. Möge erst einem Basari der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts die schmerzliche Pflicht werden, diese Künstlerbiographie vollständig bis zum: Hic jacet Antonius! zu schreiben.

Nachts auf dem Archipelagus.

(Aus meinen Jugendliedern.)
Von Emanuel Geibel.

Um das Steuer, dran ich liege,
Spült die klare Fluth gelinde;
Meine Barke wird zur Wiege,
Wiegt mich ein gleich einem Kinde.

In mein Ohr mit leisen Zungen
Spricht der Traum, mein Nachtgeselle;
Wenn sein Flüsterwort verklungen,
Singt der Wind und rauscht die Welle.

Und wie Augen licht und heiter
Schauen hoch herein die Sterne,
Weiter strebt das Schifflein, weiter
Wie auf Flügeln in die Ferne.

Wie auf Flügeln in die Ferne
Schweift mein Sinn viel hundert Meilen;
Nur an Einem Ort noch gerne
Mag der einst so sticht'ge weilen.

Steht ein Schloß mit hohen Zinnen
Ueberm Strom, umrauscht von Eichen;
Die ich liebe wohnt darinne,
Die ich nimmer kann erreichen.

Wo am Hang der Weißdorn blühte,
Stieg in's Thal sie täglich nieder,
Und ich grüßte sie und glühte,
Und sie grüßte zärtlich wieder.

Und zuletzt unwiderstehlich
Trieb's mich, Alles zu bekennen,
Und auf meiner Sitze selig
Fühlt' ich ihre Lippen brennen.

Ach, wir hüßen's nun mit Schmerzen:
Sie daheim in prächt'ger Leere,
Einsam ich, verwaist im Herzen,
Auf dem weiten dunkeln Meere

Auf dem weiten dunkeln Meere
Kommt's wie Blumenduft gezogen
Und das Eiland der Cythere
Taucht im Mondlicht aus den Wogen.

Klar erleuchtet auf den Gipfeln
Glänzt der Schnee im Silberscheine;
Tief im Thal mit stolzen Wipfeln
Rauschen dunkle Tempelhaine.

Um den Schutt von Kypris Hallen
Spinnt der Wein dort seine Blätter,
Schwärmt ein Heer von Nachtigallen,
Und ich hör' ihr fern Geschmetter:

„Komm! In diesen reinen Lüften,
Wo's von Rosen und Cypressen
Ewig blüht auf Göttergrüften,
Liebe sich das Leid vergessen!“

Ließe sich das Leid vergessen:
Nimmer als das einzig meine
Hätt' ich dann das Glück besessen,
Dessen Flucht ich jetzt beweine.

Würde mir mein Schmerz entrisen,
Müßt' ich auch die Liebe meiden,
Müßt' ich auch das Leben missen —
Eins sind Leben, Lieb' und Leiden.

Italienische Sprichwörter über Kleidung und Schönheit.

Von Woldemar Kaden.

„Intelligenti pauca.“

Melodien, so die Ehre haben auf den Leierkasten zu kommen oder von den Dächern und hinter den Zäunen gepiffen zu werden, sind zumeist Berlin der Liederkunst.

Ansprüche der Weisen, im Munde des Volkes zu Sprichwörtern geworden, daß sie die Bäuerin des Gebirges, wie die Fürstin an goldener Tafel kennt und anwendet, sind solcher-gestalt Edelsteine der Philosophie, sind kostbar gefasste Schmuckstücke geworden, die die Probe der Echtheit bestanden haben und deren Echtheitsstempel man mit guten Augen gar leichtlich an ihrer Innenseite herausfinden mag.

Sie sind der Mode nicht unterworfen, so wandelbar diese selbst sei; sie binden sich an kein Land, an kein Volk, aber auch an kein Complimentbuch. Sie sind sammt und sonders, wie man will: kleine liebliche Amoretten oder Gnomen, die den zierlichen Spiegel vor das Gesicht halten, in schalkhafter, frohmüthiger Weise unbekümmert darum, was für Züge Du darin erschauft.

Sie sind Schmetterlinge, deren bunte Flügeln Dich ergötzen, oder wiederum Bienen, die Dir Honig und Wachs in die Haushaltung Deines Herzens tragen, oder aber Fliegen und Mücken, die Dich hartnäckig umsummen, Dir die sauste Haut stechen, ohne jedoch empfindlich wehe zu thun.

Dieser Teufelchen, Wespen, Schmetterlinge, Bienen und Fliegen haben wir heute einen Fang gethan. Sie thun Niemand mehr etwas. An deutsche Nadeln gespielt, sind sie getrocknet und in diesen Sammelkästen verpackt worden, wo sie Jedermann unbeschadet zu Nuß und Freude beschauen und classificiren kann.

Sie stammen aus Italiens Gärten. Als sie noch lebten, flogen sie gar lustig unter Oleandern und Citronenbäumen umher. Ihrer freute sich die stinke, zungenfertige Gärtnerin, und auch die Prinzessin haßte sie mit fein behandschuhter Hand, oder ließ sie von ihrem Cavalieri, wenn sich die Schelme im Nacken festgesetzt hatten, mit seidenem Tuche, wie mit Schmeicheleien verschleichen.

Hier leuchteten und blühten sie ganz anders, getrocknet haben sie von ihrem Glanze verloren. Das aber ist jedem Sammler ausländischer Insekten bekannt — das naturhistorische Interesse wird dadurch kaum beeinträchtigt. Und so theilen sie überhaupt nur das Loos aller Wahrheiten, die ein gutes Gesicht, aber schlechte Kleider haben.

„Kleider machen Leute“ — in tausend Variationen singt und klingt dieser alte Canon durch die ganze Welt; daß er auch in Italien, wo man mehr als irgendwo „auf den Krägen“ statt „in den Magen“ schaut, gesungen und gepiffen wird, versteht sich von selbst.

Kleid' eine Säule,
Sie scheint ein schönes Fräule

dichtete schon Goethe dem toscanischen Sprichwort nach:

Vesti una colonna,
La pare una bella donna.

Aber unzählig sind auch hier die Varianten, unter denen es allerdings auch an Widersprüchen nicht fehlt. Der italienische Volksmund jagt:

Chi veste un zoccarello,
E pare un fanterello.

I panni rifanno le stanghe.

Vesti una fascina,
La pare una regina.

Zu Deutsch:

Kleid' einen Steden,
Er gleicht einem Geden.

Kleider verschönern selbst den Kleiderrechen.

Kleid' eine Fajchine,
Sie scheint eine Königin.

Kleid' eine Maus,
Sieht wie ein Spitzbüchsen aus.

Dies sagt man im Neapolitanischen, ebenso wie:

Vieste Ciccone
E pare Barone.

Ciccone, die Abkürzung von Francesco, führen als Namen zumeist die Butter- und Macaronihändler, die Weinbauern und anderes derb dareintappendes Volk der Provinz; so bildet „Ciccone“ den Begriff der Plumpheit. Aber auch er wird durch richtige Kleider zum Baron gemacht.

Die Widersprüche finden sich in folgenden zwei:

La scimmia è sempre scimmia,
anco vestita di seta.

Der Affe bleibt Affe zu jeder Zeit,
Auch gekleidet in Seidenkleid.

Il freno d'oro
non fa il caval migliore.

Ob auch der Hängel golden sei,
Er macht das Pferd nicht fehlerfrei.

Das wäre ungefähr der Zusatz zu unserm deutschen: „Kleider machen Leute — aber nicht den Mann“. Wer aber etwa das letztere zu erzwingen meint, daß er sich über die Maßen schmückt, dem ruft das Sprichwort zu:

Guasta la figura di Dio chi troppa s'orna.

Gottes Ebenbild wird erdrückt
Von jedem, der sich zu sehr schmückt.

Menschenwürdiger ist die einfache Tracht, und diese bilden im Italienischen drei N:

Il bel vestire sono tre N:
Nero, Nuovo, Netto,

was sich im Deutschen nur zu zwei Dritteln wiedergeben läßt:

Drei N bilden die schöne Tracht:
Neu und Nett und schwarz wie die — Nacht.

Nett gemacht — das ist die Hauptsache, denn:

Chi non può far pompa, faccia foggia.

Kannst du dich nicht kleiden voll Pracht,
Sei dein Kleid nur recht gemacht.

Alles Auffällige muß vermieden werden, der herrschenden Mode muß man sich so ziemlich unterwerfen. Deinen Koch wähle nach Belieben, er muß sich Deinem Geschmack unterordnen. Den Schneider?

Mangiare a modo suo,
Vestire a mo' degli altri.

iß, wie's dir gefällt,
Kleide dich nach der Welt.

In Magen und Börse kann Dir Niemand so leicht schauen, aber die Kleider fallen in die Augen. Dies drückt das folgende aus:

Tal ti guarda la cappa,
Che non ti vede la borsa.

Wer dir nicht in die Börse sieht,
Sieht dir doch wenigstens auf den Mantel.

Und dieser ist noch die letzte Rettung. Er gleicht der christlichen Liebe, die manchen Schaden zudeckt und alles gleich macht:

Mantello —
Cuopre il brutto e il bello.

Mit des Mantels Falten deckt du
Beides: Schönes und Häßliches zu.

Ueber die Farben dürfte ein Streit entstehen. Das italienische Sprichwort sagt:

Chi vuol veder il diavol vero,
Metta insieme il rosso col nero.

Willst sehen den Teufel vom echten Stamm,
Kleide Roth und Schwarz zusammen!

Und gerade in keinem Lande wie in Italien stehen diese Farben auf der Tagesordnung und kleiden denn auch die südlichen Brünneten außerordentlich gut. Allerdings Teufelinnen —

Andere Farben:

Chi vuol vedere un bel visino,
Lo guardi nel verde o nel turchino.

Willst schöner sehn die schöne Frau,
Sieh sie in Grün an oder in Blau.

La donna dev' esser bruttaccia,
Che sul verde la non si rifaccia.

Das Fräule muß schon recht häßlich sein,
Der Grün nicht gibt der Schönheit Schein.

Dem steht gegenüber:

Il verde e il turchino
Vuole un bel visino.

Das Grün und das Blau
Wollen eine schöne Frau.

Als ob diese Farben nur den von Frau Venus Begnadeten aufbehalten blieben!

Il rosso ed il caffè
Fan bello chi non è.

Und bist du auch nicht schön:
Das Roth und Kaffeebraun
Lassen dich schöner schau'n.

Das könnte sich ebenso gut auf die Farben der Stoffe, als auch auf die Getränke Wein und Kaffee selbst beziehen. „Kalter Kaffee macht schön“, ist in Deutschland überall bekannt, in Italien behauptet man dasselbe vom Weine. Uebrigens braucht man im Italienischen für vino oft rosso. „Egli beve molto rosso“, d. h. er trinkt viel Wein. So läßt sich vorstehendes Sprichwort in doppeltem Sinne anwenden.

Von Liebe und Mode leiden thut nicht weh, so entstand denn das folgende:

Nè quanto, nè heretto, nè calzetta,
Non fa mai stretta.

Strümpfe, Handschuhe und Kapp'
Waren niemals zu knapp.

Ist die Kleidung nun sprichwortgemäß in Ordnung, so hüte man sich zuletzt, Blumen zu tragen. Sie sind Verräther. „Amatores amant flores“, sagten schon die Alten, und die Modernen sagen:

Chi porta il fiore,
Sente d'amore.

Chi porta il mazzo,
Sente di pazzo.

d. h.

Wer Blumen trägt,
Ist von Liebe bewegt.

Trägst du den Strauß,
Siehst liebeshell aus.
(Schluß folgt.)

Die Mode.

Ehe ich Dich in das festliche Treiben der Ballsaison geleite, Lieblich meines Herzens — denn das bist Du, meine Leserin — schütte ich das Füllhorn meiner Wünsche über Dich aus und ergeisse alsdann, kraft meiner Machtvollkommenheit als Verleumdung, Deine Hand, Dich vor den glänzenden Thron der Mode zu führen, um mit mir ihrem Sagen und Sagen zu lauschen.

In der bekannten Weise der Märchenzähler könnte sie Dir von Gewändern aus Sonnenstrahlen und Mondschein gewebt, verkünden, erfüllt Du nicht aus meinem Munde die profanische Wahrheit, daß Gold- und Silberfäden in den feinglänzenden Stoffen eingewirkt sind und nur durch optische Täuschung diese feenhaften Wirkung hervorruhen.

Bei dem Beginn einer jeden Mode-Epoche behaupteten wir zwar, die Form der Toiletten sei jetzt im Allgemeinen geschmackvoller, die Ausschmückung prächtiger, aber nur selten konnten wir diese Behauptung mit gleicher Ueberzeugung wie jetzt aufstellen.

Die Ballkleider aus Gaze, Tüll, sowie die unter dem Namen Colibri, Califone, Golconde eingeführten Gewebe, welche in der obigen Auslage bezüglich ihres Effects befähigen und die in verschiedenen durchsichtigen Geweben imitierten Renaissance-Muster werden zwar wie die vorjährigen Toiletten mit Volants, Puffen, Rüschen, Charpes etc. ausgestattet, aber ohne die unnatürlich sich aufschaukelnden Dimensionen derselben anzunehmen. Die Taillen enden mit langem anschließendem Schoß und sind auf dem Rücken mittelst Oesen und Schnüren geschlossen.

Gürtel aus den zarten Blüten der Erica und des Jasmin zwischen dunklen Blättern, sowie Asters, Nelken, Georginen oder Rosen bilden die beliebteste Garnitur für jugendliche Balltoiletten, deren Taillen am Ausschnitt und am Kermel mit einem wahrhaften Blütenregen einzelner Blumen, als Ranken oder als Franzosen arrangirt, überschüttet werden. Rarte Moose, mit Gold- oder Silbernebelbesatz an den Spitzen versehen, werden im Verein mit Blüten oder großen Blumen, sowie gefärbten Flügeln als Kopfschmuck von älteren Damen bevorzugt und zwar als Vervollständigung hochschillernder eleganter Toiletten.

Einzelne Blumen oder Zweige aus Federn, in seltener Schönheit der Farben und Vollendung der Form, wie wir sie nur an den kunstvollsten Exemplaren bisher bewunderten, trägt man an langen Nadeln als Haar- und Haubenbesatz.

Herzförmige Ausschnitte haben an Gesellschaftstoiletten ausgebehren Rechte erworben, ebenso die Roben ohne Tunika, welche, aus den mit Vorliebe verwendeten Stoffarten gefertigt, durch die von der Taille in doppelter Tüllfalte auslaufende Schleppe einen imposanten Faltenwurf erhalten. Volours frappe, Brocat, Damas, sowie golddurchwirkte Seidenstoffe zählen zu den elegantesten Geweben, welche vorzugsweise mit breiten, negativen Franzosen und Basementieren garnirt werden, während man die Roben aus helleren Stoffen mit Valenciennes oder cremefarbenen Seidenstoffen ausschmückt.

Die Haarfrisuren behalten ihre von der Stirn bis zur Kopfmittlinie allmählig emporsteigende Form, die entweder aus willigen Scheitelhaar über einer Unterlage von Crêpes, und aus Haarpuffen, oder aus Flechten besteht. Das Arrangement des Hinterhaars wird durch die Kopfform bedingt, der eine freie Nackenpartie selten zur Berde gereicht, und für welche alsdann der Catogan, eine doppelte Flechtenschnur oder ähnliche herabfallende Frisuren, den Vorzug erhalten. Goldschmüre, kunstvoll durchbrochene Kammschilber oder Spangen aus Schildpatt, einzelne Blüten, kleine hübschillende Vögel in Spigenestern und Ranken aller Art bilden zwischen den verschiedenen Haararrangements hervor.

Die Haus- und Promenadenkleider behalten ihre enge, aber keineswegs wie bisher futteralähnliche Form, welche zu den eigentümlichsten Ausbilden bezüglich der Unterkleider führte. Die Tunika wird getragen, ist aber nicht Bedingung, wenn der mit einer doppelten Tüllfalte auf der Rückenfalte ausgestattete Rock die Contouren derselben auf den Vorderbahnen markirt, oder scharfprägnante Ausläufe der langen Schößtaile eine besondere Draperie als überflüssig erscheinen lassen.

Mit den außerordentlich starken Wollengeweben dieser Saison haben sich Schnittformen eingeführt, welche jede mantelartige Umhüllung bei gemäßigter Temperatur entbehrlich werden lassen. Das Ueberkleid dieser Toiletten bildet entweder eine lange Taille mit faltig sich anschließenden Rocktheilen, dessen nähere Beschreibung eine der nächsten technischen Nummern bringt, oder dasselbe ist in scharfer Richtung geschlossen und vermittelt eine der beliebtesten unregelmäßigen Draperien.

Mit der vorgeschrittenen Saison gewinnt die Tunika à la juive immer mehr Anhängerinnen, da man endlich die Kleidsamkeit und Eleganz dieser ansehlichen, nicht selten im orientalischen Geschmack gestickten Ueberkleider erkannt hat. Gold- und Silberfäden, mit Goldblitzen, Goldpoutade oder Schnur ausgeführt, vermitteln im Verein mit point-russe-Stichen aus den verschiedenfarbigen Seidenfäden einen brillanten Effect, der namentlich auf weißen, cremefarbenen oder mattblauen Kashmir-Ueberkleidern zur Geltung gelangt.

Aus den Gürteln Jeanne d'Arc hat man Muffenhalter gebildet und trägt zu diesem Zweck die durch Sammetbandhschlingen unterbrochenen Glieder der Kette um den Hals, den unteren, zum Tragen des Fäders bestimmten Theil durch die Muffe leitend, um ihn an dem anderen Ende befestigen

zu können. Beide Enden des als Muffenhalter dienenden Gürtels sind mit Sammetbandhschleifen ausgestattet.

Die Hüte folgen keinem allgemeinen Gesetz, sondern der augenblicklichen Laune der Modistinnen, welche den Reichtum des gebotenen Materials als anregend für neue Compositionen zu beurtheilen scheinen. Kleine Barett's, zu jugendlichen Toiletten bevorzugt, werden mit Netz, oder Federstreifen, einem Flügel seitwärts oder auch mit kurzen Straußfedern und Blumentuff am Nackenheil, über letzterem herabfallend, garnirt. Für alte Damen fertigt man Hüte in Stuart-Form mit gezogenem Rande, welche mit in Falten gelegtem Stoff-Fond, an den Seiten mit Federn und Stoffschleifen ausgestattet sind.

Veronika von G.

Wirthschaftsplaudereien.

Küchenzettel für 1.—15. Januar. (Aus „Haus- und Küchenspiegel“ von W. Spamer in Leipzig.) 1. Neujahrstag. Mod-Turtel-Suppe. Hecht mit holländischer Sauce und Kartoffeln. Purée von Maronen mit Brisolets. Junge Hühner mit Apfelcompot und Endivienalat. Plumpudding mit Weinschaumsauce. — 2. S. Bouillon mit Fleischlößchen. Rinderbrust mit Kapernsauce, Kartoffeln und Gurken. Rosenkohl mit Hammelcoteletts. Hasenbraten mit Kartoffeln und Kapunzelalat. Beignets von Äpfeln. — 3. Hühnerbouillon mit Reis. Fricassée von Huhn. Teltower Rüben mit Spickgans. Hammelbraten mit Preiselbeeren und Kartoffelsalat. — 4. Bouillon mit Eierlößchen. Karpfen, blau mit Kartoffeln. Rinderbraten mit gerösteten Kartoffeln und Rothkohlsalat. Karthäuserlöße mit Himbeersauce. — 5. Bouillon mit Macaroni und Parmesankäse. Sauerbrant. Erbsen und Bökelfleisch. Kalbsbraten mit Kartoffeln und Selleriesalat. Vaisers mit Schlagsahne. — 6. Französische Suppe. Rinderbrust mit Madeiraauce, Kartoffeln und Mixed Pickles. Eingemachte Schoten mit rohem Schinken. Rehteule mit Endivienalat und Prüllent-Compot. — 7. Suppe mit Eiergrauen. Dorsch mit Butter und Kartoffeln. Gefüllter Weikohl. Tauben mit Apfelcompot und Kapunzelalat. — 8. Legirte Suppe mit Kalbsmilch. Eingemachte Schneidebohnen mit geräucherter Lachs. Hammelbraten mit Apfelcompot und Krautsalat. Polenta-Auflauf. — 9. S. Fleischsuppe mit grünen Bohnen. Hecht mit Butter und Kartoffeln. Grünkohl mit Kastanien und Hamburger Rauchfleisch. Wildschweinsbraten mit Schweizerjagat und Apfelcompot. Gebratene Grieslöße mit Kirschsauce. — 10. Bouillon mit Markt-lößchen. Kahlau mit Kartoffeln, Butter und Senf. Roastbeef mit gestobtem Sellerie, gestobten Zwiebeln und gebratenen Kartoffeln garnirt. Dazu Pfeffergurken. Macaronen-Pfannkuchen. — 11. Bouillon mit Perlgrauen. Rinderbrust mit brauner Champignonsauce. Kartoffelsalat. Macaroni mit Schinken und Parmesankäse. Kapun mit eingemachten Erdbeeren und Endivienalat. — 12. Bouillon mit verlorenen Eiern. Zander mit Butter und Kartoffeln. Teltower Rüben mit Hammelcoteletts. Hasenpafete. Kalbskeule mit Kapunzelalat und Melonencompot. — 13. Erbsensuppe mit Schweinsohren. Fricassée von Junge. Backofst und Löße mit magerem Speck. Hirschziemer mit Kartoffeln und Selleriesalat. — 14. Sago Suppe mit Rothwein. Gebäckener Kal mit Citronenscheiben. Irish stew (weiße Rüben mit Hammelfleisch). Sauerbraten mit Krautsalat und Katharinenpflanzen. Marschallstörtchen. — 15. Russische Sauerbrant-suppe. Varsch in französischer Sauce mit Kartoffeln. Rothkohl mit Saucischen. Schmorbraten mit Apfelcompot und eingemachtem Gurkenalat. — Küchenszettel bei geringeren Ansprüchen: 1. Neujahrstag. Suppe mit Eierlößchen. (Macaroni mit Parmesankäse und gehacktem Schinken.) Gänsebraten mit Kartoffeln, Äpfeln und Krautsalat. — 2. Sonntag. Klare Suppe mit gestürztem Reis. Sauerbraten mit Kartoffeln und Gurken. (Arme Ritter mit Pfäumen.) — 3. Erbsensuppe. Gänselein mit Semmelkößchen. (Deutsche Beesteaks mit Bratkartoffeln und rothen Rüben.) — 4. Suppe mit Sago. Teltower Rüben (mit Spickgans). Hammelbraten, Kartoffeln (Selleriesalat). — 5. Suppe mit Fleischlößchen. (Milchreis. Dorsch, Butter und Kartoffeln.) — 6. Bier Suppe. Grünkohl (mit Kastanien). Schweinscoteletts (mit Kartoffeln und Senfgurken). — 7. Legirte Gräupchensuppe. Mohrrüben und getrocknete grüne Erbsen (mit Saucischen). Schmorfleisch (mit Kartoffelsalat). — 8. Suppe mit Wurzeln. Backofst, Löße und Schinken. (Gebratene Hammelieren mit feinen Kräutern und Kartoffeln.) — 9. S. Suppe mit Grieslößchen. Hasenbraten mit Kartoffeln und Kapunzelalat. (Auflauf von Schwarzbrot und Äpfeln.) — 10. Suppe von Hasenresten. Polenta mit fetter Rinderbrust.) Geismorte Leber mit Kartoffeln und Senfgurken. — 11. Hasergrühsuppe mit Fleischextract. Hecht mit holländischer Sauce und Kartoffeln. (Griespudding mit Himbeersauce). — 12. Suppe mit Nudeln. Rosenkohl (mit Zunge). Polnisches Strazy (mit Kartoffeln und rothen Rüben). — 13. Weinsuppe mit Sago. Sauerbrant mit Bökelfleisch. (Kalbscoteletts mit gebratenen Kartoffeln und Essiggurken). — 14. Suppe mit Semmelkößchen. Stockfisch mit Buttersauce und Kartoffeln. (Apfelpfannkuchen). — 15. Kalbsfleischsuppe mit Reis. (Getrocknete grüne Bohnen mit Hering.) Fricassée von Kalbsfleisch mit Kartoffeln.

Wanderlied.

Andante ma non troppo.

Gedicht von L. Ahland. Musik von Henri van Elmeest.

Musical score for 'Wanderlied'. It features a vocal line (Gesang) and a piano accompaniment (Pianoforte). The vocal line includes two verses of lyrics in German. The piano part consists of a single melodic line with accompaniment. The score is written in G major and 4/4 time, with a tempo marking of 'Andante ma non troppo'. The lyrics are: 1. 'Le - be wohl, le - be wohl, mein Lieb, muß noch heu - te schei - den, ei - nen Fuß, ei - nen Fuß mir gib, muß dich e - wig mei - den! 2. 'Ei - ne Blüt', ei - ne Blüt' mir brich, von dem Baum im Gar - ten, kei - ne Frucht, kei - ne Frucht für mich, darf sie nicht er - war - ten.'

Buchstaben-Räthsel.

Von D. H.

Grid of letters for a word puzzle: T L L L L, N N N N G, G G G S S, S O O U U, A A I I I

Horizontal wie vertical:

- 1. Ein bedeutender Staatsmann und Feldherr des alten Roms.
2. Eine politische Macht.
3. Ein moderner deutscher Dichter von großer Originalität.
4. Ein wichtiges Lebensbedürfnis.
5. Eine sehr unangenehme Seelenstimmung.

Charade.

(Aus: Neue Räthsel von Philipp Taglrey. Breslau. Verlag von Eduard Trewendt.)

Der Thurm besitzt die Eigenschaft, Die meine erste Silbe nennt Und sagt dir in der Regel auch, Wie schnell die zweite Silbe rennt. Beim Gehen wird des Wesens viel Von meiner Ersten meist gemacht, Sie wird gereimt und ungereimt Des Festes Ersten dargebracht. Doch von der Zweiten ist es still Und denken mag man nicht daran, Wie bald sie 'Freud' in Kummerniß, Und Glüd in Unglück wandeln kann.

Correspondenz.

An die Leserin. Das schöne Bild Defregger's, womit wir, Dank dem berühmten Künstler, die erste belletristische Nummer des neuen Jahrgangs schmücken dürfen: „Die zerbrochene Puppe“ hat unserer beliebten Mitarbeiterin Villamaria Anregung und Stoff zu einer anmuthigen Novelle gegeben, die wir in einer der nächsten, räumlich weniger beschränkten Nummern bringen werden. Bei dieser Gelegenheit machen wir die zahlreichen Verehrerinnen Villamaria's auf deren neuestes Novellenbändchen „Wellenträume“ (Berlin, Gebrüder Paetel) aufmerksam. — C. N. in B. Respiratoren für Brustleidende kaufen Sie in guter Qualität u. N. bei A. Luther, Nachfolger (H. Schmidt), Berlin, Friedrichstraße 105. — V. v. C. in W. Liebig's Fleischextract ist kein directes Nahrungsmittel, sondern ein Genußmittel von angenehmer Wirkung und für den Haushalt von größter Bedeutung. Wegen seiner erregenden Wirkung darf aber dies Fleischextract durchaus nicht Kranken ohne Unterschied gereicht werden, wenigstens nicht in der Stärke einer Brüh, die dem Gesunden zuträglich ist. Von den Professoren Leube und Rosenthal ist ein Verfahren zur Bereitung eines Fleischextractes gefunden worden, welches nicht nur nahrhaft, sondern auch bestimmt ist, Kranken (hauptsächlich bei Magenkrankheiten und überall da, wo die Darmthätigkeit vor stärkeren Reizen bewahrt werden muß) und Convalescenten zu dienen. Es wird, je nach Verordnungs des Arztes, rein oder in Fleischbrüh oder mit ein wenig Liebig'schen Fleisch-



extract verfeßt, gegeben. Mit der Fabrication des Leube-Rosenthal'schen Fleischextractes ist der Hofapotheker Dr. M. Mirus in Jena betraut worden. — Hausfrau aus Schwaben. Für kleinere Wäschen und um augenblicklich, ohne großen Aufwand von Brennmaterial ein heißes Plättchen zu erlangen, bewähren sich die Petroleum-Plättchen recht gut. Sie erhalten dieselben in Cohn's Magazin, Berlin, Hausvogtelplatz 12. Wenn Sie unter „entschwefeltes Kohle“ die zum Heizen von Kohleplättchen bestimmten Kohle-Briquettes verstehen, so wollen Sie dieselben ebenfalls und zwar unter dem Namen „Combustible Stoker“ vom genannten Magazin verlangen. — F. M. in Brieg. Zum Lackiren der sogenannten „Spritzarbeiten“ auf Holz bedient man sich einer hellen Schellacklösung, die in jeder Droguenhandlung zu haben ist. — H. S. in S. Das fragliche Recept führte nicht Chloralkali, sondern chloraures Kali auf, ein für die Haut völlig unschädliches Mittel, welches, wie der Kampher des sogenannten Kammerveld'schen Wässers, etwa vorhandene Hautparasiten (Hautpilze etc.) tödtet. Auch Kampher ist unschädlich für die Haut. — Sch. in B. Leber farbige und schwarze Dinten, sowie Gold- und Silberdinten und deren Darstellung finden Sie ausführliche Mittheilungen in der Industrie-Blätter (Berlin, V. Ger-schlag's Verlag) Jahrg. 1875 auf den Seiten: 76, 218, 321, 330, 346. — Ignorans. Der Jogen „Persönliche Schuß“ und die dazu gehörigen Medicamente sind auf Ausbeutung des gläubigen Publicums berechnet. — G. S. Wiffouri. V. J. Das Weidenhaar oder Waidhaarsen der Haare bei kleinen Mädchen ist auf die Entwidlung des Körpers unter sonst normalen Umständen von keinem Einfluß. — A. W. in W. Der Druck, den das Schuhwerk auf Leinwand oder schmerzhaftes Wollen ausübt, wird am einfachsten durch Jogen-Ausreinigung beseitigt, die mit der Öffnung über der schmerzhaften Stelle, ausgeleitet werden. Solche Ringe sind bei Apothekern, Bandagisten etc. käuflich. — N. Sp. in Fr. Bergelbete Spiegelrahmen reinigt man, ohne die Vergoldung zu beschädigen, mit einem Abjud von Quillanarinde oder Seifenwurzel und einem weichen Lappen. — A. H. in Dresden. Leber die fabrikmäßige chemische Reinigung existirt ein Schriftchen, welches den Titel führt: „Die chemische trockene Reinigung“ von H. m. Dröbe. Verlag von Th. Grieben, Berlin 1871. — Abonnentin in L. Mit Gold durchwirkte Spitzen werden am schönsten in der Reinigung, wenn man sie in Benzol wäscht, oder von einer chemischen Reinigung in diesem Mittel waschen läßt. — Emma G. Es ist von uns wiederholt bemerkt worden, daß man Muttermale schmerzlos und leicht mit Hilfe des galvanischen Apparates entfernen kann. Wo ein solches Apparat nicht vorhanden, die Muttermale auch keine zu große Fläche einnehmen, können sie auch durch Weizen mit verschiedenen Nagemitteln fortgeschafft werden. 3. B. auf folgende Weise: Man schneidet in ein Stück gut klebendes Heftpflaster ein Loch, genau von Größe und Form des Males, welches entfernt man zum Schutze der Haut um das Mal klebt. Dann bereitet man einen Teig aus gleichen Theilen, von gebranntem, gepulvertem Kalk und venetianischer Seife. Von diesem Teig wird ein kleines Stückchen, welches so groß als das Mal ist, auf letzteres gelegt und mit Heftpflaster und, wenn nöthig, mit einer Binde genau befestigt. Nach zwölf Stunden pflegt das Mal sich, wenn es nicht zu groß war, in einen Schorf verwandelt zu haben, den man durch

gelinde Bereiterung abheilen lassen muß. Sollte sich die Heilung verzögern, so bepinselt man die Wunde täglich mit einer Mischung aus 1 Theil Carbolsäure und 20 Theilen Provençeröl. — Bertha v. B. In Ausnahmefällen finden Sie, was Sie suchen, in Marie Remy's „Kleinen Vorlagen für Blumenmalerei“, zum Verfertigen auf Papier, Holz, Marmor, Alabaster, Eisenblech, Leder, Porzellan, Seide etc. Nach der Natur in Guache ausgeführt. Leipzig, Verlag von Arnold. Bis jetzt sind 2 Bände erschienen. — C. L. Z. in G. Weißbier-Reinigungsmaschinen liefert F. Liebermann in München; farbige Schaffelle fertigt Alb. Wagenitz in Brandenburg a. d. S. — C. v. N. in W. In prachtvoller Ausstattung und von werthvollem Inhalt für jeden Vogelliebhaber ist das im Erscheinen begriffene (bei R. Kümpler in Hannover) Werk von Dr. H. Ruff, betitelt: „Die fremdländischen Stubenvögel, ihre Naturgeschichte, Pflege und Zucht“. Es wird 12 bis 15 Lieferungen, je nachdem in Farbenbrud ausgeführt, umfassen. Sein Inhalt zerfällt in 3 Abtheilungen: 1. Beschreibung der Gruppen, Familien und Arten nebst Schilderung der Eigenschaften in Freileben und Gefangenschaft. 2. Rathschläge für Einkauf, Verpflegung und Züchtung, Beschreibung der Käfige, Vogelstuben, Zuchtställe, Hilfsmittel etc. 3. Uebersicht über die Literatur zur weiteren Belehrung über jeden einzelnen Vogel. — W. G. Der unangenehme Geruch, welchen Eisdränke und Vorrathskammern von Fleisch und Speisem zeigen, läßt sich auf sehr einfache und nicht belästigende Weise entfernen. Man räuchert dieselben nämlich mit gebranntem Kaffee aus, durch Aufstreuen des Kaffees auf heiße Platten oder indem man beim Brennen von Kaffee die erhitzte Kaffeetrommel in die Räume bringt. Ein anderes, altbekanntes Aufreinigungsmittel besteht in dem Abkochen von Zweigen des Wacholderstrauches. — Verehrerin der ungarischen Literatur. Jotai schrieb von Jahre 1846 bis zum Jahre 1875: 100 Bände Romane, 28 Bände humoristische Schriften, 8 Bände historische, politische und biographische Aufsätze, 4 Bände Gedichte, 4 Bände Dramen, 8 Bände Jahrbücher und 48 Bände Novellen. Sterben entfallen: auf das Jahr 1846 zwei, auf 1847 zwei, auf 1850 sechs, auf 1851 drei, auf 1852 sieben, auf 1853 neun, auf 1854 sechs, auf 1855 acht, auf 1856 vierzehn, auf 1857 neun, auf 1858 acht, auf 1859 dreizehn, auf 1860 einer, auf 1861 zwei, auf 1862 sechs, auf 1863 zwei, auf 1864 elf, auf 1865 zehn, auf 1866 einer, auf 1867 zwei, auf 1868 neun, auf 1869 sieben, auf 1870 sechs, auf 1871 acht, auf 1872 sieben, auf 1873 zehn, auf 1874 vierzehn, auf 1875 endlich achtzehn Bände. Interessant ist, daß Jotai in dem letzten Jahre seine größte literarische Productivität erreichte. Rednet man hierzu noch Jotai's unangelegte journalistische Thätigkeit, seine Wirksamkeit als Abgeordneter u. s. w., so muß ihm ein Arbeitsfleiß zuerkannt werden, der in der That seinesgleichen sucht. — V. in Schweden. Ein wohlfeiler und weicherer Anstrich für Holz, der seit alten Zeiten in der Schweiz üblich wird erhalten, wenn man Nussöl oder Oel mit Wollen (Käsewasser) abreibt, andererseits Kalk mit Wollen löst, mischt und damit das Holz anstreicht. Es wird berichtet, daß in einem Falle ein angegriffenes hölzernes Haus noch nach über 40 Jahren keinen Anstrich erforderte habe. — Marius. Hallberger's illustrierte Prachtausgabe von Shakespeare's sämtlichen Werken ist mit der 25. Lieferung nun bis zum Abschluß des zweiten Bandes vorgeschritten. Die theilweise neuen Uebersetzungen sind befanntlich von unsern berühmtesten Dichtern und die prachtvollen Illustrationen Gilbert's verdienen gleichfalls seiner Empfehlung. — Wassermire. Wer ein warmes Bad nimmt, seine langsame, tauche bis an die Schultern in das Wasser und wasche und reibe sich fortwährend den ganzen Körper, auch den Kopf. Die Befähigung im warmen Wasser verleiht die Waden leicht, zu lange darin zu verweilen, selbst bis zur Schläfrigkeit, das ist nachtheilig; zum ersten Male bleibe man nur 10 Minuten, die ferneren Male 15 bis 20 Minuten darin unter steten Waschbewegungen und Frottiren mit Jannell oder einer Bürste, um die Hauterwärmung anzuregen. Ein Verbleiben von länger als 20 Minuten kann nur der Arzt für den jedesmaligen Heilzustand bestimmen. Nach genommenem Bade, besonders wenn man es nicht mit einem kalten Regenbade beschloßen hat, das allen Gefunden zu empfehlen ist, muß man sich schnell, da die Haut sehr empfindlich gegen die Luft geworden ist, in ein großes Laken hüllen und stark trocken reiben, schnell ankleiden und bei der rauhen Witterung sich wärmer bedecken. Im Winter muß das Badezimmer mindestens 15° Luftwärme haben. Ein warmes Bad, das nicht der Arzt speciell bestimmt hat, darf nicht unter 27 — und nicht über 30° R. warm sein.

Anfragen. 28. Gibt es eine Schrift, welche über die Zeichen auf altem Porcellan Aufschluß gibt? Abonnentin in W. bei G. 29. Es wird um Angabe von Adressen von Preßhese-Fabriken in Ostpreußen gebeten. H. N. in D. 30. Wo erhält man Maschinen zum Fädeln von Blisse, und wie hoch stellt sich der Preis derselben? A. Z. in Breslau. 31. Auf welche Weise kann man Wollenwaren, die nur in Papier verpackt sind und im Lager frei stehen, gegen Motten schützen, ohne die bekannten stark riechenden Mittel (Kampher etc.) anzuwenden zu müssen? Gschm. L. in D.

Die so schnell beliebt gewordenen Japanischen Gardinen und Tapeten, ausgezeichnet durch größte Haltbarkeit, überraschende Schönheit der Muster und Farben bei überaus billigen Preisen und täuschendster Nachahmung aller Arten gewebter Stoffe, empfiehlt das General-Dépôt für Deutschland A. & C. Kaufmann, Berlin W., 37. Kaisergallerie.

Sartenstein'sche Leguminose (Kraft-Fuppen-Mehl), !!! kein Geheimmittel!!! rühmend anerkannt in der Berliner klinischen Wochenschrift, dem Leipziger Jahrbuch für Kinderheilkunde, der Wiener medic. chirurg. Anstalt und anderen medicinischen Zeitschriften, — analysirt und äußerst günstig begutachtet durch Universitätsprofessoren, Doctoren der Chemie, Directoren deutscher Versuchsanstalten etc. — warm empfohlen von den bedeutendsten medicinischen Autoritäten: Professoren, Geheimräthen, Generalärzten, Medicinal-, Sanitäts- u. Hofrathen, Directoren von Krankenhäusern, Lazarethen, Kreisphysicis, Bezirksärzten etc. etc. — Dieselbe hat sich überhaupt den Ruf des leichtverdaulichsten u. kräftigsten Nahrungsmittels erworben und geschickt; sie wird seit Jahren mit Erfolg angewendet bei: Recovalescenten nach jeder Krankheit, bei schwächlichen Kindern und Frauen, bei Abmagerung, bei Blutarmuth, zur künstlichen Nahrung von Kindern vom 4. Lebensmonat an, bei verschiedenen Krankheitszuständen des Magens u. Darmkanals, bei anhaltenden u. Brechdurchfällen der Kinder etc. etc., sowie als Ersatz der Fleischnahrung bei unbetheilten Kranken. Preis per Pfund: 1/2 M. Atteste obiger Autoritäten und Gebrauchsanweisung gratis. Verandt durch Sartenstein & Co., Chemnitz, Sachsa. [386]

Spielwerke, 4 bis 200 Stüde spielend; mit Expression, Mandoline, Trommel, Glodenpiel, Casaguetten, Himmelsstimmen etc. Spielboxen, 2 bis 16 Stüde spielend, Receptiv, Cigarrenständer, Schweizerhäuschen, Photographicalbum, Schreibzeuge, Handbuchsachen, Briefbeschwerer, Cigarren-Etui's, Tabaks-, und Rindholzboxen, Arbeitsstühle, Gläser, Portemonnaies, Stühle etc., alles mit Kunst. Stets das Beste empfiehlt S. S. Selter, Bern. Illustrierte Preis-Courante versende franco. Nur wer direkt bezieht, erhält Selter'sche Werte. [359]

VAN BUSKIRKS SOZODONT Amerikanisches Präparat für Zähne u. Mund, ist eine Composition der edelsten u. werthvollsten antiseptischen Pflanzenstoffe Südamerikas. Er reinigt, bewahrt und verschönert die Zähne, stärkt u. erhärtet den Gaumen, kühlt u. erfrischt den Mund u. vertreibt unreinen Athem. Jeder Bestandtheil dieses einzig in seiner Art dastehenden balsamischen Präparats hat einen wohlthuenden Einfluss auf Zähne u. Mund. Ueberall aml. gepflegt u. empfohlen. — „Sozodont“ in eleganten Cartons — Elixir u. Poudre enthaltend — ist in allen bezüglichen renomirten Handlungen zu haben. — Zum Wiederverkauf bei den bekanntesten Grossisten der Branche. Alleinige Fabrikanten: Hall & Ruckel, New-York. [H. 241.]

Grinodrom von F. Barthol, Berlin, Fruchtstr. Nr. 58, bestes Haarfärbemittel in Schwarz, Braun, Cendré. Preis pr. Cart. 1/2 Thlr., 4 5 Mark. Zu haben bei C. Karig, Berlin, Hausvogtelplatz Nr. 9. Cautschou-Lederschmiere, rühmlichst bekannt, um die Fußbekleidung wasserdicht zu machen, empfehle in Dosen à 1 Mark F. Sautermeister jr., Klosterwald in Hohenzollern. [348]

Bazar de Voyage, J. Demuth, Hoflieferant, Berlin C., Schlossfreiheit 1. Fabrik und größtes Lager von Reise-Effecten und feinen Lederwaren. Empfiehlt sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnirung von Handarbeiten in diesem Genre. [11]

H. Lisser Wwe, Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt lange Corsets für Panzerstücken, Jupons und Tournures in reichster Auswahl und jedem Genre. [5]

Das Recept, nach welchem man in Wien, Prag und in den böhmischen Ländern wegen seines vorzüglichen Geschmacks und wegen seiner prachtvollen Farbe weltberühmten Kaffee bereitet, besteht einfach darin, daß man dem Bohnen-Kaffee eine Kleinigkeit Otto G. Weber's Feigen-Kaffee* zusetzt. *) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar“, „Neber Land und Meer“ u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zufendung franco. — Zu haben in der Fabrik von Otto G. Weber in Berlin, S. O., Schmidtstraße 31. [332]

Mineralseife. Patenteirt Wasser-glas-Composition. Das allgemein und auch von der Redaction des Bazar anerkannte, vorzügliche Waschmittel für Hauswäsche aller Art, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen etc., ohne Faier oder Farbe im Mindesten anzugreifen, offeriren gegen Einsendung von drei Reichsmark 10 Pf. Brutto im Zollverein franco G. A. Glafey & Spornagel, Berlin N. Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808, prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. G. A. Glafey, Nachtlichter-Fabrik, Nürnberg. [44] Dr. Giersdorff, homöop. Frauenarzt, Berlin, Zimmerstr. 53. Ausw. briefl.

Die GRAY'sche amerikanische Papierwäsche für Herren, Damen u. Kinder aus der Fabrik: MEY & EDLICH, Leipzig. hat sich durch ihre Eleganz, durch die praktischen und gut passenden Façons, durch ihre grosse Haltbarkeit sowie durch die außerordentliche Bequemlichkeit, welche sie Jedem, der sie trägt, bietet (das Waschen- und Plättelwaschen fällt ganz weg, und ihres billigen Preises halber rasch die Gunst der besten Gesellschaftskreise verschafft, und wird ihrer grossen Vorzüge wegen auch jetzt in Europa allgemein adoptirt. — Die Papierwäsche mit vollständigem Leinenüberzug (Linen-cloth) ist das Vorzüglichste, was bis jetzt geleistet worden ist. Es werden Kragen, Manschetten u. Chemisettes in weiss, farbig u. mit Leinenüberzug für Herren, Damen und Kinder fabrizirt. Der illustrierte Detail-Preis-Courant steht Jedermann gratis und franco zu Diensten. Versandt nach allen Ländern. — Wiederverkäufern Rabatt. Briefe sind zu richten an Mey & Edlich, 9 Neumarkt, Leipzig.

Die vorzügliche Qualität der Chocoladen aus der rühmlichst bekannten Fabrik von Ph. Suchard in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. Auf die große Auswahl zu Geschenkender geeigneter Phantasiegeschenke mit Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht. Entrepôt général à Paris 16, rue Montmorency.

Velimer Eisen-Chocolade mit Krá's körnigem Eisenzucker. Bei Blutarmuth, Bleichsucht oder deren Folgekrankheiten ärztlich empfohlen. Dieselbe ist zum Kochen in Päckchen zu 1/4 Kilo à 80 Kr. ost. W. = 1/4 Mark, zum directen Genuss in Cartons (Pastillenform) à 25 Kr. ost. W. = 1/4 Mark durch Apotheken u. a. durch das Haupt-Depôt: Velimer Fabriks-Niederlage in Prag gegen Einsendung des Betrages oder gegen Postnachnahme zu beziehen. Verpackung wird nicht berechnet. [217]

Xerochromie. Neues einfaches Verfahren zum Zeichnen der Wäsche und zum Verzerren von Weisszeug in waschlichem Türkischroth, als Ersatz für Stickerei und Soutachearbeiten. Kasten mit vielen Mustern und Gebrauchsanweisung 3 Mark. [323] Dr. E. Jacobsen's Fabrik chem.-techn. Specialitäten, Berlin, Chausseestrasse 39. Moras haarstärkendes Mittel. Dieses unübertreffliche Fabrikat, 17jährigen iteten Erfolges, kostet in Originalfläschchen à 6 Fläschchen 10 Mark. A. Moras & Cie., Geln. [92]